Bd. II. S. 37.



Wladislaw VI.

Stich, Druck u. Verlag von C. W. B. Naumburg

Geschichte
des
Polnischen Volkes
von
seinem Ursprunge bis zur Gegenwart.

Von

C. Goehring.

Mit Stahlstichen.

Zweiter Band.

Leipzig.
C. W. B. Naumburg.
1846.

Dritte Periode.

Die Herrschaft der Jagiellonen. Das Wahlrecht in seiner ersten Periode.

1386 bis 1572.

Wladislaw V. „Jagiello,"

von einigen Historikern, welche mit der zweiten Erhebung Polens zum Königreiche (s. Przemyslaw I.) eine neue Reihenfolge beginnen, Wladislaw II. genannt, war wohl als der älteste seiner Brüder der oberste, aber nicht der einzige Fürst von Lithauen. Daher gewann Polen durch seinen neuen König von diesem seit zwei Jahrhunderten zu einer ungeheueren Größe angewachsenen Reiche vorläufig nur einen Theil, nämlich die Erblande des Königs. Die andere, weit

größere Hälfte Lithauens beherrschten noch eigene Großfürsten; doch erkannten diese von nun die Oberherrschaft des polnischen Thrones an, so, daß beide Reiche, das lithauische und polnische, jetzt als eng verbunden, jedoch nicht als vereinigt betrachtet werden konnten. Die vollkommene Vereinigung fand erst unter Sigismund August in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts statt.

Die bedeutende Vergrößerung der polnischen Macht war natürlich den deutschen Kreuzrittern, die sich in dem Besitze von Preußen und Pommern nicht ganz sicher fühlten, sehr unlieb. Um also Lithauen mit Polen zu entzweien, suchten sie den Stiefbruder des Königs, Andreasgund, zu bewegen, daß er sich zum alleinigen und unbeschränkten Herrn von Lithauen erhöbe. So mußte Jagiello den ersten Krieg, den er als König von Polen führte, gerade gegen das Volk führen, von dem er dem polnischen Reiche einen ewigen Frieden versprochen hatte.

Indessen lief der Krieg so glücklich ab, daß Wladislaw seinen leiblichen Bruder, Namens Skirgiello, als Großfürsten in Lithauen einsetzen, und sein Versprechen, das lithauische Volk zum Christenthum zu bekehren,

lösen konnte. Letztes geschah sehr leicht und schnell. Jeder Bekehrte erhielt vom König einen wollenen Rock und ein Paar lederne Schuhe als Taufgeschenk, und diese Dinge zogen Alles mit wunderbarer Gewalt von den alten Göttern ab.

Kaum erst hatte Wladislaw Lithauen gerettet, als neue Gefahr drohete. Des Königs Vetter, Witold, meinte auf Grund seiner treuen Dienste und Liebesbeweise, er müsse dem Könige mehr gelten als ein leiblicher Bruder, und zürnte darum, daß ihm Skirgiello vorgezogen worden. Die Kreuzritter benutzten das, und erwarben an Witold einen Bundesgenossen. Groß war jetzt die Gefahr Polens, denn unter Witolds Befehl stand der größte Theil des polnischen Heeres. Der tapfere Held sah aber bald sein Unrecht ein, machte sich wieder los von den Kreuzrittern und versöhnte sich mit dem Könige, nachdem er seinen Zorn ein wenig an Skirgiello gestillt hatte.

Wladislaw wußte, was Witold als Krieger und Freund werth war. Je höher er aber die Tugenden dieses Mannes zu schätzen hatte, desto mehr mußte er von

der Wandelbarkeit seiner Gesinnung fürchten. Ihn durch unauflösliche Bande an sich zu fesseln, brachte er gern dem Ehrgeize desselben das große Opfer, welches die Verletzung des leiblichen Bruders nothwendig machte. Skirgiello wurde des lithauischen Großfürstenstuhles beraubt, und Witold darauf erhoben.

Die Kreuzritter, wie schon früher erwähnt, vortreffliche Politiker, verstanden es, sich immer wieder eine Thür zu öffnen, wenn ihnen eine verschlossen worden, und so arge Schläge sie auch fast alle Mal bekamen, so hatten sie doch den Muth, immer ritterlich das Schwert wieder emporzuheben. Jetzt, um den Bund Lithauens mit Polen zu zerstören, wiegelten sie des Königs Wladislaw anderen Bruder, Namens Swidrygiello, der als Erbherrschaft den östlichen Theil Lithauens, Troki und Kijow, besaß, gegen den Großfürsten Witold auf. Während Swidrygiello sich kriegerisch im Osten Lithauens erhob, fielen die Ritter als treue Bundesgenossen über die Westgrenze in das Land. Der König Wladislaw stand augenblicks an der Spitze seines Heeres und zog nach Lithauen, wo bereits Witold in einigen Treffen den geharnischten Kriegern der gebenedeieten Jungfrau Maria das ihnen

längst bekannte Zeichen mit schwerer Faust auf den Rücken gedrückt hatte. Eine große Niederlage entfernte sie bis auf den letzten Mann aus Lithauen und lieferte den leichtgläubigen Rebellen Swidrygiello als Gefangenen in die Hände seines Bruders, des Königs, aus denen er sehr bald wieder frei in sein lithauisches Fürstenthum zurückkehrte.

Die Beschäftigung des polnischen Heeres (in diesem lithauischen Kriege) und die Abwesenheit des polnischen Heldenkönigs meinten sich die Ungarn zu Nutzen machen zu können. Sie brachen rasch in Galizien ein und nahmen die Städte und den Theil des Landes in Besitz, welchen der treulose König Ludwig Ungarn einzuverleiben versucht hatte. Allein ihre Berechnung war falsch. Einen großen Posten hatten sie übersehen. Polen hatte nicht bloß einen Heldenkönig, sondern auch eine Heldenkönigin; und diese war nicht fern. Ein Wort der liebens- und verehrungswürdigen und im ganzen Reiche fast vergötterten Jadwiga: und ein Heer stand da, wie von einem Zauber erzeugt. Das Schwert an der Hüfte, trat die schöne Königin an die Spitze ihres Heeres, zog gegen die neuen Feinde, ihre Landsleute, und in den weißen rosigen Kranz

ihrer weiblichen Tugenden, der ihre schöne Stirn schmückte, flocht sie die prangenden Lorbeeren.

Während hier im Süden die Königin dem Reiche erhielt, was sein Eigenthum war, vergrößerte es der König (1395) im Norden, indem er das Gebiet von Wielun, welches der König Ludwig dem Herzog von Oppeln nebst dem Dobrzyner Lande geschenkt hatte, eroberte. Auch Dobrzyn würde Wladislaw jetzt wieder an Polen gebracht haben, hätte es der kluge oppelner Herzog nicht schleunigst pfandweise in die Hand des Kreuzritterordens geschoben. Was Wladislaw nicht augenblicks erreichte, gewährte ihm die Zukunft auf friedlicherem Wege. Im Jahre **1404** bekam Polen sein Dobrzyn gegen Erstattung der von den Rittern dem Herzog von Oppeln dargeliehenen Summen von **40,000** Gulden zurück.

Die Kreuzritter hatten sich noch keinesweges über den polnisch-lithauischen Bund, den der König Wladislaw durch einen Reichstag zu Wilno (**1301**) noch mehr befestigt hatte, beruhigt. Die Vergrößerung durch das Dobrzyner Gebiet, und noch vielmehr die Wahrscheinlichkeit oder wenigstens leichte Möglichkeit

einer Verbindung Böhmens mit Polen*) hatte im Gegentheile ihre Sorge um vieles vergrößert. Alle geheimen Mittel, Polens Macht entweder zu zerreißen, oder wenigstens zu schwächen, brachten sie in Anwendung, und da bei der Klugheit und Wachsamkeit des Königs Wladislaw all diese unwirksam blieben, so konnten sie sich nicht enthalten, auf's Neue offene Feindseligkeiten zu beginnen. Als Ursache derselben gaben sie die Weigerung des Königs Wladislaw, das Wappen von Pommerellen aus dem Thronwappen zu entfernen, an.

Die ersten ihrer ritterlichen Thaten waren, daß sie Getreideschiffe, welche Wladislaw nach dem von schwerer Hungersnoth heimgesuchten Lithauen abgeschickt hatte, auffingen, ausraubten und vernichteten, und polnische reisende Kaufleute auf den Wegen er-

*) Eine Gesandtschaft des böhmischen Volkes, das seines tollen Königs Wenzel überdrüssig war, hatte bereits dem König Wladislaw Jagiello die böhmische Krone angeboten; er dieselbe aber mit einem Edelsinne von sich gewiesen, wie er sich in der Gallerie der gekrönten Leute früherer und späterer Zeiten vielleicht nicht noch einmal findet. Dieses Verhalten des Königes gewährte natürlich den Rittern keine Beruhigung, denn ein zufälliges Ereigniß, z. B. der Tod Wenzels d. ä. konnte es sogleich ändern.

würgten und ausplünderten. Den Herzog Johann von Masowien, der Freund Wladislaws, überfielen sie und warfen ihn in einen Kerker; doch wie sie den Herzog überfallen hatten, so überfiel sie die Angst vor Wladislaws Schwerte, und sie gaben ihren Gefangenen wieder frei.

Sie fürchteten Wladislaw, und doch konnten sie es nicht lassen, sich an ihm zu reiben und ihn zum Kriege zu nöthigen. Dieser brach im anderen Jahre (1409) völlig aus. Der lithauische Großfürst Witold eröffnete ihn, indem er die Ritter aus Zamegition, einem wilden heidnischen Lande zwischen Lithauen und der Ostsee, welches der Kreuzritterorden seit 1404 rechtlich besaß, vertrieb und es in Besitz nahm. Da die Ritter dort weichen mußten, fielen sie hier in das polnische Land ein, besetzten auf's Neue das kaum erst ausgeantwortete Dobrzyn und verheerten Kujawien auf eine scheußliche Weise.

So war nun auch der König Wladislaw gezwungen, zum Schwerte zu greifen. Da er das aber that, bemächtigte sich der ritterlichen Herren wieder große Angst, und sie suchten durch den tollen König-Kaiser Wenzel den Frieden zu vermitteln. Und wirklich kam dieser

zu Stande, und wirklich — der Character der Krieger der gebenedeieten Jungfrau Maria hat der Welt ein erstaunenswerthes Bild gezeigt — brachen ihn auch sogleich die Kreuzritter wieder. Der König von Ungarn, Sigismund, der dem Könige Wladislaw sein deutsches Ritterwort gegeben hatte, das ungerechte Unternehmen der Kreuzritter auf keine Weise zu begünstigen, hatte den Kreuzrittern dasselbe Wort gegeben, ihnen im Geheimen die beste Hilfe zu leisten.

Ein solches Verhalten des Königs von Ungarn gegen Polen machte den adligen deutschen Ordensherren freilich große Kampfslust. Ihre Kriegszurüstungen gingen in's Ungeheuere. Sie wußten es, daß dieser Krieg den Untergang Polens bewirken konnte, und dieses Reich, oder davon doch mindestens das Großherzogthum Lithauen, war ihnen ein gar lockender Preis.

Da der König Wladislaw Jagiello sah, daß hier kein Friedensweg mehr zum Ziele führe, so ließ er auf sein Schwert nicht lange warten. Mit ihm vereinigte sich der Großfürst Witold von Lithauen. Das polnische Heer war vierzig Fahnen, das lithauische funfzig Banner stark. Beide vereint, bildeten freilich eine ansehnliche Macht; jedoch die des Kreuzritterordens

war um ein Dritttheil größer, denn dessen Herr enthielt nicht weniger als 150,000 Kämpfer. Dazu waren die meisten deren in Erz gekleidet; von den Polen aber nur sehr wenige, denn die Sitte, die Brust mit einem Harnisch vor der feindlichen Waffe zu sichern, war bei ihnen schon unter Boleslaw dem Tollkühnen, und zwar auf Anlaß eines unglücklichen Ereignisses im Jahre 1063, abgekommen. Auch die Waffen gaben den Kreuzrittern eine große Ueberlegenheit: sie besaßen Kanonen; die Polen dagegen nur ihre alten Schwerter, Lanzen und Streitärte.

Zwischen Grunwald und Tannenberg in Preußen traf am 10 Juli 1410 das polnische Heer auf das des Kreuzritterordens, welches letzte seine Stellung durch eine Menge von Schanzen verstärkt hatte. Wie überall, machte auch hier die Arroganz der deutschen Ritter das Vorspiel, denn aller Zeiten war es ein Grundzug im Character unseres deutschen Adels, der schwachen That einen gewaltig großen Mund voranzuschicken, und selbst noch unter dem Fuße des Stärkeren sich aufzublähen. Sie (die Kreuzritter) sendeten dem König Wladislaw Jagiello zwei blutige Schwerter, mit dem Bemerken, wenn es dem Könige von Polen an Waffen

fehle, sich einen glücklichen Rückzug zu verschaffen, so wollen sie ihm diese zum Geschenk gewähren.

Mit einer Milde, einer Mäßigung, wie sie bei Königen so selten ist, daß sie etwas Wunderbares und Rührendes gewinnt, gab Wladislaw, dieser kaum erst vom rohen Heidenthume zum Christenthume bekehrte Mann, den deutschen adligen Kriegern der gebenedeieten Jungfrau Maria zum Bescheid: „Wir nehmen Euer Geschenk, und hoffen zu Gott, daß er es uns wolle ein Zeichen guter Vorbedeutung werden lassen.“

Die Schlacht begann. Die Kanonen der Kreuzritter eröffneten das blutige Schauspiel mit ihren Kugeln und furchtbaren Donnern. Zum ersten Male standen die Polen vor Kanonen. In ihren Reihen sahen sie mit Schrecken die Wirkung dieses ungekannten Kriegsinstrumentes. Verwirrung entstand unter ihnen, und ein schlimmes Ende würde für sie dieser Tag gehabt haben, wäre die Feuerschießkunst in jener frühen Zeit nicht noch in so schwacher Kindheit gewesen, daß bei dieser Schlacht mit wenigen Schüssen ihr ganzes Werk vollendet war.

Als die Kanonen verstummt, gelang es dem un-

erschreckten König Wladislaw schnell, den rechten Flügel seines Heeres, der aus den lithauischen Völkern bestand, zum Stehen zu bringen, zu ordnen und wieder vorzuführen — denn bereits war er gewichen. Bald waltete der Kampf auf der ganzen Linie in seiner vollkommensten Schönheit. Keine der Parteien wich, jede zeigte die Riesengewalt ihres Vertrauens in ihre Kraft. Die Kreuzritter sahen in ihrer Uebermacht die Unmöglichkeit ihres Falles; die Polen fühlten in ihren früheren Siegen über weit überlegene Massen die Bürgschaft für das glückliche Ende dieser Schlacht, von der die Sclavenschaft oder Freiheit ihres Vaterlands abhing. Ein leichter Regen, der den Staub löschte, beschleunigte die Entscheidung. Die polnischen Kämpfer hatten den Zug der Luft gegen sich. Daher hatten ihnen die Staubwolken den Feind so verborgen gehabt, daß mancher ihrer Hiebe fruchtlos gefallen und mancher Vortheil unbenutzt geblieben war, den die Bewegung des Ordensheeres geboten. Jetzt sahen sie den Feind. Jetzt fehlte kein Anlauf das rechte Ziel, kein Hieb seinen Mann. Der Reihenkampf löste sich da und dort in Faustkampf auf. Auch der König Wladislaw gerieth in einen solchen. Ein riesenhafter Ritter, Na-

mens Dippold von Köckeritz, drang auf ihn ein. Der Todesengel streifte an seinem gekrönten Haupte hin. Raffte er es hinweg, so ging Polen vielleicht unter; aber er streifte es nur; der Kreuzritter fiel.

Anders aber that es der Todesengel dem Hochmeister des Kreuzritterordens, Ulrich von Jungingen, der sein Heer selbst führte. Derselbe verlor das Leben, und mit ihm fielen an 50,000 der Seinen.

Die Strafe für ihre frechstolze Anmaßung war wieder einmal über die Kreuzritter gekommen. Sie flüchteten, wohin sie irgend einen Weg fanden. Das polnische Heer, geführt von Wladislaw und Witold, drang ihnen nach Preußen nach und nahm die bedeutendsten Städte mit Ausnahme Marienburgs ein. Polen war gerettet, und das vor fast zwei Jahrhunderten verloren gegangene Preußen wieder in seiner Hand.

Furcht davor, daß der König Wladislaw immer weiter im Gebiete des Ordens vorschreiten, und vielleicht gar auch Pommern und Samogitien einnehmen werde, veranlaßte den Ritterorden, dem Könige große Anerbietungen unter der Bedingung zu machen, daß er den Frieden gewähre. Solche Anerbietungen von Seiten des Ritterordens waren etwas Unerhörtes und

dem Könige und seinen Räthen auch selbst unter dem gegenwärtigen Verhältniß des Ordens nicht erklärlich. Daher mißtrauete man, man fürchtete irgend eine gefährliche List, und ging also nicht auf die Vorschläge ein, vielmehr schritt man auf dem Kriegswege fort. Die Städte wurden besetzt, die Festungen, welche noch von Rittern besetzt waren, belagert, und hier und da günstig gelegene Ortschaften befestiget.

Während dem aber hatten die Kreuzritter Mittel in Anwendung gebracht, welche den König Wladislaw Jagiello veranlaßten, seine siegreichen Unternehmungen zu endigen und gegen Entsagung aller Ansprüche auf das Dobrzyner Land, Abtretung Samogitiens auf eine bestimmte Zeit und Zahlung von 100,000 Schock prager Groschen für die Rückgabe des eroberten Preußens, den Frieden zu bewilligen (1411).

Eins der Mittel, welche die Ritter in Anwendung gebracht, Wladislaw Jagiello zum Frieden zu bewegen, bewies sich als wahr erst dann, als es als Gerücht bereits seine Wirkung gethan. Es bestand darin, daß der König Sigismund von Ungarn, jetzt römischer Kaiser, bewogen wurde, kriegerisch gegen Polen aufzutreten.

Als der Frieden mit den Rittern bereits geschlossen war, erschien Sigismunds Kriegsheer, nachdem es Galizien, soweit sein Weg gereicht hatte, gräulich verwüstet, vor Krakau. Der König Wladislaw war mit den polnischen Schaaren noch fern, in Großpolen, und konnte diesen Sturm nicht abwenden. Da bestiegen unaufgefordert die Edelleute der Wojewodschaften Krakau, Sandomierz und Lublin ihre Streitrosse, und ehe noch der König von der Bewährtheit jenes Gerüchtes Etwas erfahren, war schon der Feind geschlagen und heimgejagt.

So war Sigismunds treulose Unternehmung nicht eben wichtig für das polnische Reich. Doch sie wurde es als Anlaß zu einer Zusammenkunft des Königs Wladislaw mit dem Kaiser Sigismund, welche im Jahre 1412 statt fand. Wladislaw erwog die Gefährlichkeit des Ritterordens für sein Reich, er erwog, welche schlimme Wirkung die kriegerische Unternehmung Sigismunds hätte für ihn haben können, hätte sie einige Zeit vor dem Friedensschluß mit den Rittern statt gefunden: und erkannte den großen Werth eines Freundschaftsbündnisses mit dem Kaiser. Ein guter Denker war Wladislaw Jagiello; aber kein Menschen-

kenner. Er begriff es nicht, daß kein Freundschaftsbund den listigen und treulosen Sigismund abhalten werde, sein Feind zu sein und das Gedeihen Polens aus allen Kräften, wenn nicht offen, so doch in's Geheim, zu beeinträchtigen. Zu Bekräftigung des Freundschaftsbundes schenkte Sigismund dem König Wladislaw alle die Schätze, welche die Königin Elisabeth, die Schwiegermutter Sigismunds, mit sich aus Polen geführt hatte. Darunter waren die alten polnischen Reichsinsignien. Dagegen machte Wladislaw den Kaiser zum Theilhaber an den Rechten auf Rußland, Polen und die Moldau. Und dieses freiwillig dargebrachte Geschenk überwog jenes sehr an Wichtigkeit, und veranlaßt den, der die ungeheueren Nachtheile erwägt, die es für Polen zur Folge haben konnte, den König Wladislaw einen schlechten Staatsmann zu nennen. Ein drittes wichtiges Ergebniß der Zusammenkunft des Königs Wladislaw mit dem Kaiser war, daß die in Oberungarn gelegene Grafschaft Zips als Pfand gegen ein Darlehn von 37,000 Schock Prager Groschen (gleich 740,000 österreichischen Gulden) wieder an Polen kam.

Ein zweites Mittel, welches die Kreuzritter ange-

wendet, den König zum Frieden zu bewegen, war, daß sie den wankelmüthigen Helden Witold bewogen, sich mit seinen lithauischen Schaaren vom Heere des Königs zu trennen. Dieses veranlaßte 1413 den König, einen Reichstag für beide Länder, Polen und Lithauen, zu berufen, und durch diesen den Bund beider Nationen zu befestigen und enger zu machen. Der lithauische Adel erhielt gleiche Rechte mit dem polnischen. Lithauen verpflichtete sich, stets Denjenigen als Großfürsten anzunehmen, der ihm vom polnischen Könige gegeben würde. Dagegen verpflichtete sich Polen, nur gemeinschaftlich mit Lithauen die Königswahl auszuüben, wenn solche durch Aussterben der Dynastie nöthig würde. Und unter solchem Verhältverhältniß gelobten sich beide Nationen, ewig vereint zu bleiben.

So also wurden die Mittel, welche die Kreuzritter angewendet, um augenblicklich Polens Macht zu brechen, Ursachen der Befestigung deren. Die Kreuzritter erkannten das nur zu wohl, und waren darum eifrigst bemüht, ihren Fehler zu verbessern, um so mehr, da die Möglichkeit einer Verbindung Böhmens mit Polen auf's Neue sichtbar wurde, indem das böhmische Volk

abermals dem König Wladislaw — jedoch vergebens — seine Krone anbot. Zwei Mal, 1414 und 1422, griffen die Kreuzritter zu den Waffen, um Polens Macht, von der sie den Untergang der ihrigen fürchteten, zu vernichten. Doch beide Male kamen sie schnell zu dem gesunden Begriffe, daß sie durch einen selbst geführten Krieg selbst ihren Untergang herbeiführen würden, und schlossen schleunigst wieder Frieden.

Trotz dem engen lithauisch-polnischen Bündniß nahmen sie aber ihren Plan, Lithauen von Polen zu trennen, wieder auf. Sie erwogen die Wankelmüthigkeit und Verleitbarkeit Witolds und erklärten dem, daß er wohl so gut wie jeder Andere, der ein gut Stück Land besitze, König sein und eine Krone tragen könne. Das schien dem Großfürsten Witold ganz wahr. Und da ihn ein freier König etwas weit Prächtigeres zu sein bedünkte als ein abhängiger Großfürst, so gewann er in der That große Lust, König von Lithauen zu werden.

Der Kaiser Sigismund, der die Schwächung Polens ebensosehr wünschte wie der Kreuzritterorden, war mit diesem im Bunde trotz seinem Bündniß mit dem Könige Wladislaw. Er erbot sich, Witold zum

Könige zu erheben. Eine Zeit lang wurde fast ganz unverhohlen verhandelt. Da aber die polnischen Reichsstände, sich auf die mit Lithauen geschlossenen Verträge stützend, gegen das Unternehmen des Kaisers protestirend auftraten, so wurden die Verhandlungen geheim geführt. Sie gediehen beinahe zur Frucht. Schon war der Tag der Krönung (im Jahr 1429) bestimmt, da wurden in Polen Briefe des Kaisers aufgefangen, welche dem Großfürsten Witold die Ankunft der kaiserlichen Abgesandten mit den Krönungsgeräthen ankündigten, und den Polen das Geheimniß entdeckten. Augenblicks stieg der Adel zu Roß und besetzte die Grenze so, daß die kaiserlichen Gesandten keinen Weg nach Lithauen fanden, und sammt der neuen Königskrone heimkehren mußten. Der verführte und in seinen Erwartungen so getäuschte Witold ergrimmte, und drohete schon, nachdem seine Bitten vergeblich geblieben waren, dem polnischen Volke mit dem Schwerte: da vertrieb ihm (am 27. October 1430) der Tod die ganze Kronsucht, und dieses Ereigniß rettete Polen aus einer großen Gefahr.

Doch war dadurch die Unruhe, welche Lithauen auf Anstiften der Kreuzritter und des Kaisers Sigismund

dem polnischen Reiche verursachte, noch keinesweges zu Ende. Unter der Bedingung, daß er auf die Beherrschung Podoliens und Wolyniens keine Ansprüche mache, und vielmehr die Einverleibung dieser Länder dem Königreiche bestätige, erhob Wladislaw seinen Bruder Swidrygiello zum Großfürsten von Lithauen. Derselbe wäre zufrieden gewesen mit dem Glück, das ihm die brüderliche Gnade zugetheilt hatte, wären der Kaiser und der Kreuzritterorden zufrieden gewesen mit dem Frieden in Polen. Angehetzt von diesen, erfrechte sich der neue Großfürst, den König mit seinen Begleitern, die zur Bestattungsfeier Witolds nach Lithauen gekommen waren, gefangen zu nehmen, um die Rückabtretung Podoliens und Wolyniens zu erzwingen. Kaum war die schändliche That im Königreiche bekannt geworden, so rückte das polnische Heer gegen die lithauische Grenze. Erschreckt entließ Swidrygiello sogleich den königlichen Bruder nebst seinen Gefährten der Haft; doch, durch neue Aufhetzung mit neuem Muthe erfüllt, fiel er in Podolien ein und besetzte es. Das königliche Heer gebrauchte sogleich seine Waffen. Der Krieg verheerte große Landesstrecken, doch währte er nicht lange. Allenthalben geschlagen,

flüchtete der aufrührische Großfürst zu den Kreuzrittern, und Sigismund, der Bruder Witolds, erhielt den erledigten Fürstenstuhl.

So schien denn der Friede im Reiche wieder hergestellt zu sein; doch er schien es nur. Die wahren Rebellen waren die Kreuzritter, und gänzlich wäre es gegen deren Plan gewesen, Swidrygiello'n nicht zu neuen Unternehmungen Reiz und Mittel zu geben. Unerwartet fiel derselbe in Lithauen ein, und zu gleicher Zeit, um sein Unternehmen zu unterstützen, das Ordensheer in Polen. Da war der alte König Wladislaw Jagiello gezwungen, noch einmal an die Spitze seines Heeres zu treten und die ritterlichen Helden des Christenthums, oder vielmehr der heiligen Jungfrau Maria, zu demüthigen und zu einem auf 12 Jahre giltigen Waffenstillstande zu zwingen (1433).

Wie die Kreuzritter in Preußen, so wurde Swidrygiello in Lithauen geschlagen, und ihn traf nach dem Tode des Königs sogar das Loos, wegen wiederholter Friedensstörung auf ewig aus allen der polnischen Krone unterthänigen Landen verbannt zu werden.

Beinahe 88 Jahre war jetzt der König Wladislaw

Jagiello alt. Die Thronfolgeangelegenheit war nun natürlich das, was ihm am meisten am Herzen lag. Schon früher hätte er dieselbe geordnet, wäre nicht der Adel ihm durch sein anmaßendes Verlangen nach neuen Rechten ein unüberwindliches Hinderniß geworden. Nachdem sich nämlich Wladislaw im Jahre 1424 mit seiner vierten Gemahlin, einer ihm verwandten lithauischen Prinzessin, Namens Sophia, verbunden, wurde er Vater eines Sohnes, ein Glück, wonach er bei seinen drei früheren Gemahlinnen vergebens gerungen. Hocherfreut berief er (1425) einen Reichstag nach Brzesc, damit Adel und Priesterschaft Polens und Lithauens durch einen Wahlact dem jungen Prinzen, der den Namen Wladislaw erhalten hatte, die Thronfolge sichere. Da zeigten die großen polnischen Herren, das sie größer seien als der König, indem sie noch größer zu werden mit einer Bestimmtheit und Rücksichtslosigkeit forderten, wie sie wohl nie irgend einem Könige irgend eines anderen Landes begegnet. „Wir wollen Dir Deinen Wunsch erfüllen und Deinen Sohn zum Könige des Reiches machen, jedoch unabänderlich nur unter der Bedingung, daß Du uns in Deinem und Deines Sohnes Namen unsere alten und

neuen Rechte feierlich bestätigest und, und zwar hauptsächlich, zu denen noch folgende † † † als die neuesten hinzufügst." Das war der gemeinsame Ausspruch der großen polnischen Herren.

So sah das Wahlrecht in seiner ersten Periode, in der es sich noch keineswegs auf seinem Hochpuncte befand, aus; so war es das gewaltige privilegirte Mittel des Adels und der Priesterschaft, sich immer mächtiger, dagegen den Thron, die Hauptsäule des Staates, immer schwächer zu machen.

Die alten Rechte des Adels und der Priesterschaft, welche bereits auf den Reichstagen zu Czerwinsk und Warta bestätigt worden, nochmals zu bestätigen, wäre dem Könige nicht schwer geworden; allein die neugeforderten zu gewähren, konnte er sich nicht sogleich entschließen, und da er später auf dem Reichstage zu Lenczna offen erklärte, daß er die Gewährung der geforderten Rechte für eine gefährliche Sünde gegen den Thron halte, die er nimmer begehen wolle, so meinten die großen Herren: „Nun wohl, so wird Dein Sohn nicht König."

Die Rechte, welche der Adel forderte, waren der Art, daß sie dem Könige einen Haupttheil der gesetz-

gebenden Gewalt, die derselbe bisher allein gehabt hatte, entreißen, und ihn (den Adel) nicht allein zum Gesetzgeber, sondern auch zum Herren der Münze und der Prinzen des königlichen Hauses erheben mußten. Denn daß der König ferner nicht ohne Einwilligung des Adels sollte Geld prägen, und kein Prinz ohne Genehmigung des Adels sollte ein Staatsamt erlangen können, waren Hauptforderungen.

Der König also weigerte sich auf dem Reichstage zu Lenczna, so wichtige Rechte des Thrones zu vergeben und die nachfolgenden Träger der Krone zu Sklaven einer vielköpfigen, verschiedensinnigen, oft tollen Menge zu machen. Doch wie sein Alter stieg und er sein Grab nahe kommen fühlte, so wurde sein Wunsch, einem Sohne den Thron vererben zu dürfen, mächtiger; und endlich überwältigte derselbe seine weise Rücksicht. Er entschloß sich, die geforderten Kronrechte dem Adel abzutreten.

Da der Adel jetzt sah, welche Gewalt er durch sein Wahlrecht auszuüben vermöge, so meinte er, für das Versprechen, des Königs Wunsch zu erfüllen, wohl noch mehr fordern zu dürfen. Das Recht des Königs, einen Jeden nach Gefallen verhaften zu lassen,

war Niemandem so unangenehm als den adlichen Herren. Die persönliche Gefahr, in der sie sich unter diesem königlichen Rechte bei ihren gegen den Thron gerichteten Unternehmungen befanden, war ihnen höchst fatal. Damit sie nun künftig in bester Sicherheit gegen den Thron demonstriren könnten, so forderten sie jetzt also für das Versprechen, des Königs Wunsch zu erfüllen, ferner, daß der König dieses Recht fahren lasse und für sich und seine Nachfolger die Bestimmung anerkenne, daß kein Staatsbürger verhaftet werden könne, bevor er angeklagt und vom Gericht für schuldig erklärt worden sei.

Wollte der König Wladislaw, daß sein Sohn König würde, und er, was er in seinem langen Leben geschaffen, nicht für einen Fremden — vielleicht gar einen Zertrümmerer seiner Werke — geschaffen hätte, so mußte er sich entschließen, auch auf diese Forderung einzugehen. Er that es: und so entstand denn 1430 das nachmals berühmt gewordene Gesetz: „Neminem captivabimus nisi jure victum aut in crimine comprehensum.“

Nach solchen Begebnissen mochte der achtundachtzigjährige Jagiello schwerlich ohne drückende Befürchtungen

am 24. April 1434, sein Haupt in die Arme des Todes legend, von seinem Sohne und seinem Reiche scheiden.

Wladislaw IX.,

der ältere der beiden Söhne Wladislaw Jagiello's, bestieg, nachdem einige großpolnische Edelleute seiner Jugend wegen ihre Stimmen vergebens wider ihn erhoben hatten, den Thron. Er war erst 10 Jahre alt, und so mußte ihm eine Vormundschaft gesetzt werden. Dies veranlaßte unter den Großen einige Streite, doch waren diese, so wie die endlich gewählte Vormundschaft selbst, nicht von auffallendem Einfluß auf das Reich. Die Fehden, welche bei dieser Gelegenheit die Rangsucht einiger Großen hervorrief, waren kurz und unwichtig.

Die Polen fürchteten bei der Kindheit des Königs Nichts so sehr als einen Krieg mit den alten unaufhörlich unruhigen Feinden, den Kreuzrittern. Diese aber fürchteten gegenwärtig, wo das Blut noch frisch aus den ihnen von Jagiello geschlagenen Wunden rann, noch vielmehr einen Krieg mit Polen. Und so kam zwischen beiden Mächten 1435 der „ewige Friede" zum Beschluß, dem die adligen Krieger der gebenedeieten

Jungfrau Maria nach kaum einem Jahre lachend die Ewigkeit nahmen, indem sie offen die Unruhen förderten, die in Lithauen wegen der Besetzung des Fürstenstuhles durch einige herrschsüchtige Bewerber angestiftet waren. Da indeß diese Unruhen nicht lange währten, so war das Unheil, welches der treubrüchige Orden dem Reiche zufügte, nicht von Belang, und der freiwillige Anschluß der Moldau und Wallachei als lehnspflichtiger Herzogthümer (1436) wog dieses Unheil ganz auf.

Für Polen, ein Reich, welches fast unaufhörlich in schwere Kriege verwickelt war, mußten die gegenwärtigen für freundliche Friedensjahre gelten. Auch die Verwickelung mit Böhmen, welches, zerrissen in sich durch die hussitische Lehre, den Bruder des Königs, Kazimierz, 1438 auf seinen Thron berief, war, obschon sie das Schwert aus der Scheide trieb, keine Störung zu nennen.

Im 15. Jahre seines Alters stand der König Wladislaw VI., war somit kaum der zarten Kindheit entgangen, da verkündigte der Reichstag, daß er fähig sei, die Zügel der Regierung zu übernehmen. Das Volk bejauchzte diese Kunde, denn es liebte den königlichen

Jüngling. Tausend Anekdoten von seiner Sinneskraft, Herzensmilde und anderen anziehenden Eigenschaften hatte es längst in seinem Munde getragen und daran eine schöne Hoffnung geknüpft.

Der Ruhm des Jünglings hatte sich aber nicht bloß in dem Reiche, sondern weit über die Grenzen desselben, und namentlich über Ungarn, verbreitet. Nun hatte es sich zugetragen, daß der ungarische Königsstamm eben mit Albrecht ausgestorben war bis auf die königliche Frucht, die die junge Königswittwe unter ihrem Herzen trug, und von deren Dasein das ungarische Volk noch keine Ahnung hatte. Einen König aber wollte das Volk doch wieder haben, denn wie man jetzt glaubt unter Beherrschung nicht leben zu können, so glaubte man jener Zeit unbeherrscht nicht leben zu können. Frisch war die Erinnerung an das Glück, welches unter Ludwig von Anjou Ungarn aus der Verbindung mit Polen erwachsen war, und groß war die Begeisterung für den hochgerühmten Jüngling auf Polens Throne.

Als denn Wladislaw VI. in Polen zum wirklichen Könige erklärt worden, da erschienen zu seinem freudigsten Erstaunen vor ihm Gesandte aus Ungarn, welche

ihm im Namen ihres Volkes den Thron jenes Reiches anboten.

Mehre der polnischen Großen, welche der schlimmen Erlebnisse Polens unter Ludwig von Ungarn gedachten, widerriethen dem Könige zu willfahren; allein dieser, beseelt von dem jugendlichen Wunsche, mächtig zu sein, versprach den Gesandten, das ehrenvolle Anerbieten ihres Volkes zu genehmigen.

Bald folgte der junge König den ungarischen Gesandten. Begleitet von einem prächtigen Dienertrosse und einem zahlreichen und stattlichen Heere zog er in das fremde Land. Aber anders, als er erwartet, fand er die Verhältnisse darin. Die ungarische Königswittwe hatte einen Prinzen, genannt Ladislaw der „Nachgeborene," zur Welt gebracht und ihn flugs krönen lassen, und Viele von denen die Wladislaw von Polen berufen hatten, zogen alsbald vor, statt des gerühmten Fremdlings das ungarische Kind in den Windeln ihren Herrn und König zu nennen.

Schon war Wladislaw im Begriffe, Ungarn zu verlassen und nach Polen zurückzukehren, als sich mit einem Male die Kunde, daß die Türken sich zum Kriege gegen Ungarn in großartigster Weise rüsten,

und schon im Begriff seien, in das Land einzudringen, verbreitete. Angst ergriff die Ungarn. Von wem sollten sie sicherere Rettung erwarten, von dem kühnen Polenkönige, an dessen Seite gar sichtbar der glänzende Kriegesgenius seines Vaters und ein kühnes Heer standen, oder von dem Kindlein im Wiegenbettchen? Da wendete sich das Spiel wieder. Ganz Ungarn erklärte sich entschieden für Wladislaw, und obschon Ladislaw der Nachgeborene bereits gekrönt und die Krönungsgeräthe, Krone, Zepter ꝛc., von seiner Mutter, der Königin Elisabeth, heimlich aus dem Lande entfernt worden, so wurde er dennoch König von Ungarn.

Nicht so schnell, als man gefürchtet, kamen die Türken; jedoch sie kamen (1433), und mit ihnen ein greulicher Bundesgenosse, die Pest. Gegen diesen ließ sich Nichts thun, als flüchten; allein der König Wladislaw fürchtete ihn nicht, und that gegen jene, was nöthig war. Das ungarische Volk ging freudig auf all' seine Forderungen ein, denn seine Ueberzeugung von der Weisheit des jungen Königs, dem Erbe vom großen Vater, übte gemeinschaftliche Wirkung mit der Furcht vor den Türken, welche Ungarn früher bereits Wunden geschlagen hatten, die noch nicht verharrscht,

und in frischem Andenken waren. Bewaffnete Schaaren, darunter auch die, welche kaum erst unter dem Banner der Königin Elisabeth gegen den König gestanden hatten, strömten von allen Orten des Landes herbei und vereinigten sich brüderlich mit dem polnischen Heere.

Der junge König Wladislaw zog das Schwert. Voran seinen jauchzenden Kriegern ging er den Türken entgegen. Mächtige Schlachten wurden nicht geschlagen, aber dennoch Siege errungen. Bald sahen die Muselmänner, daß sie nicht mit Gewinn aus diesem Kriege gehen werden, und baten um Frieden.

Statt dessen wurde ein Waffenstillstand unter Bedingungen gewährt, welche dem ungarischen Reiche viele kostbare Vortheile und eine zehnjährige Ruhe versprachen, denn auf zehn Jahre wurde der Stillstand geschlossen.

Die Furcht veranlaßte die Türken, den jungen mächtigen König durch die Religion an sein Versprechen zu binden. Sie erboten sich, auf den Koran ihre Treue gegen den geschlossenen Vertrag zu beschwören, forderten aber dagegen, daß Wladislaw auf die Bibel schwöre. Es geschah. Die Türken schwuren bei der Heiligkeit des Koran, der König Wladislaw bei der Heiligkeit der Bibel.

Diese beiden Heiligkeiten zu einem und demselben Zwecke neben einander sind eine gar seltsame Erscheinung. Eine, zwar nicht seltsamere, aber doch bewundernswerthere folgt sogleich.

Dem heiligen Vater auf dem Stuhle Petri zu Rom war Nichts so gräulich als das ungläubige Volk der Türken, welches seine Unfehlbarkeit und Heiligkeit verlachte, oder wenigstens nebst seiner Herrschaft nicht anerkannte. Dieses Volk von der Erde zu vertilgen, war der heißeste Wunsch seines Herzes. Da er nun das Schwert nicht selbst zu schwingen hatte und in gemächlicher Ruhe von Petri Stuhle herab nur zuschauete, so schien ihm alles sehr leicht, was sehr schwer war, und er glaubte, die ungläubigen Türken zu vertilgen, müsse dem Könige Wladislaw wohl ganz gewiß gelingen. So war denn der geschlossene zehnjährige Waffenstillstand dem heiligen Vater ein abscheuliches Ding, und ihn zu brechen, sein eifrigstes Bestreben. Daß der König Wladislaw denselben auf die Bibel beschworen, meinte der heilige Vater, habe durchaus Nichts zu bedeuten, und es bedürfe derselbe, um ein rechter Christ zu sein und zu bleiben, weiter Nichts, als nur loszuschlagen auf die Ungläubigen und sie zu

vernichten. Der päpstliche Legat, Kardinal Julian, trug dem jungen König Wladislaw die Meinung seines Herren vor, versichert, daß der Meineid, den er zu begehen habe, keineswegs unkatholisch sei, und ihm keine Minute von der Seligkeit abbreche, zumal der heilige Vater ihn fordere.

Der junge König verließ sich auf die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters und griff zum Schwerte. Viele Historiker machen ihm diesen Eidbruch zur schweren Sünde; doch nicht er, sondern der Papst war der Sünder. Und wollte man ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er einer schändlichen Anforderung Folge leistete, so tritt die Finsterniß jener Zeit, die Finsterniß, mit der die römische Priesterschaft die Sinne der Christen umschleiert hatte, an seine Seite und spricht ihn frei von der Schuld. J. Williams sagt hier, nachdem er über das Verhalten der Päpste zu dem Gebote Christi, „dem bösesten Feinde zu vergeben," gesprochen: „Wladislaw, welcher, zwanzig Jahre alt, der größte „Feldherr seiner Zeit war und ebenso als Friedensfürst „wie als Kriegsfürst durch herrliche Tugenden glänzte, „wurde ein Opfer der Schändlichkeit und Tyrannei „der römischen Priesterherrschaft, die sich den Heiden

„in dem verächtlichsten Lichte zeigte. Es durften die „Türken im Gefühl ihrer Treue gegen den geschlossenen „Vertrag und den geleisteten Schwur und der Achtung „ihrer sittlichen Gesetze stolz sein und sich ihres großen „Propheten freuen; dagegen die Christenheit für eine „nichtswürdige, meineidige und verächtliche Nation „halten, eine Nation, der die schönen Lehren des „Propheten von Nazareth Nichts gelten, und die mit „diesem in nichts Anderem verwandt ist, als dem an„genommenen Namen."

Sobald die Türken, die in einem Kriege mit dem Sultan von Karamanien sich befanden, von den kriegerischen Rüstungen und dem Vorhaben des Königs von Ungarn und Polen Kunde erhalten, kamen sie rasch über das Meer herüber. Bei Warna stieß das königliche Heer mit ihnen zusammen, und es kam zu einer großen Schlacht. Der König Wladislaw griff mit der einen Hälfte des Heeres an. Sein Feldherr Hunyades Korvin, ein Ungar, gab mit der anderen Hälfte einen gewaltigen Nachdruck. Einige Meilen weit war das türkische Heer schon gewichen, da trat der Führer desselben, der Sultan Amurat, vor den Haufen seiner Janitscharen, hob das Pergament welches

durch Wladislaws Siegel und Namenszug seinen Schwur auf den Waffenstillstand bezeugte, hoch empor, und rief den Himmel mit lauter Stimme an, sich von der Seite der Meineidigen wegzuwenden.

Und siehe, der Himmel that es. Der theatralische Act des Sultans begeisterte die türkischen Schaaren. Sie faßten wieder Stand, warfen sich auf das polnisch-ungarische Heer, durchbrachen und verwirrten es und nöthigten es zum Rückzug, der sich bald in eine blinde Flucht verwandelte. Nur der König Wladislaw mit einem kleinen Kriegerhaufen stand noch fest. Der Heldenmuth blendete ihn, daß er nicht die Unmöglichkeit des Sieges erkannte. Sein Feldherr Hunyades beschwor ihn, sich zu wenden und nicht das Glück zweier herrlichen Staaten, das an seiner Person hänge, auf ein schon verlorenes Spiel zu setzen. „Schimpflich für einen Polen, zu fliehen; schimpflicher für einen König, zu fliehen!" rief der zweifach gekrönte Jüngling, drang vor und fiel mit beispiellosem Muthe den gewaltigsten türkischen Haufen, den der Janitscharen, in dessen Mitte sich der Sultan befand, an. Kaum hatte der Kampf begonnen, da drangen von allen Seiten türkische Schaaren heran. Umringt waren die

Polen. Kein Widerstand war fruchtbar, denn auf allen Seiten zugleich war er nöthig, aber nicht möglich.

Als er kaum mehr einige der Seinigen lebendig sah, da erkannte der junge König, daß die Flucht in der Noth nicht schimpflich sei. Wunderbar entkam er; aber dennoch erfaßte ihn der Todesengel und nahm Rache an ihm, dem treuen Gläubigen, für die Schlechtigkeit des Papstes. Sein Roß gerieth in einen Sumpf, ein verfolgender Türke ereilte ihn, hieb das zweifach gekrönte Haupt von dem jugendlich blühenden Leibe und trug es jauchzend als Trophäe des großen Sieges zurück vor seinen Sultan. Das geschah am **11.** November des Jahres **1444**.

Bald gelangte die Kunde von dem geschehenen Kriegsunglück in das polnische Reich. Die Flüchtlinge, welche in ihre Heimath zurückkamen, gaben die beste Bestätigung. Wie man aber auch daran glaubte, so konnte man sich doch nicht entschließen an den Tod des Königs zu glauben, bis endlich die neue Bekrönung Ladislaws des Nachgeborenen in Ungarn die sicherste Bestätigung für dieses zweite Unglück gab.

Ein neuer König war jetzt zu wählen. Fremde Ränke, deren Zweck war, Lithauen vom polnischen

Reiche zu trennen, hatten es bewirkt, daß der einzige Bruder des Königs Wladislaw, Namens Kazimierz, im Jahre **1440** zum Großfürsten von Lithauen erwählt worden. Diese Ränke sammt ihrem Zwecke hatten die Polen wohl erkannt und Beweise genug darin gefunden, daß das Heil ihres Vaterlandes gegenwärtig vornehmlich in der Vereinigung mit Lithauen beruhe. Auf diese hatten sie Bedacht zu nehmen, und daß sie das weislich thaten, bewiesen sie dadurch, daß sie auf dem Reichstage in Sieradz einstimmig den Großfürsten Kazimierz von Lithauen, den Bruder des verunglückten Wladislaw, zum Könige erwählten. Durch diese Wahl glaubten sie die Verbindung Polens mit Lithauen zu verewigen, da sie beide Reiche unter einen gemeinschaftlichen Fürsten führen mußte.

Es wurden Gesandte an Kazimierz nach Lithauen geschickt. Bei deren baldiger Rückkunft erfuhren aber die Polen zu ihrem großen Erstaunen, daß der Großfürst die angebotene Krone mit der Bedeutung, daß der Tod seines Bruders noch nicht alles Zweifels ledig sei, zurückweise.

Doch war Wladislaws Tod so unzweifelhaft, daß die Polen wohl erkannten, es müsse ein fremder, dem

polnischen Reiche feindseliger Einfluß im Spiele sein. Um den Großfürsten nicht zu beleidigen, geduldeten sie sich ein ganzes Jahr, und fertigten dann (1446), nachdem zum Ueberfluß neue unumstößliche Beweise von Wladislaws Tode sich ergeben hatten, eine abermalige Gesandschaft an Kazimierz ab. Aber auch jetzt noch weigerte sich Kazimierz entschieden, den polnischen Thron zu besteigen, und nun war man natürlich zu fest von dem Vorhandensein von Intriquen überzeugt, als daß man noch länger auf Kazimierz Vorwand, daß sein Bruder vielleicht noch am Leben sei und wiederkehre, hätte Etwas geben mögen.

Einstimmig beschloß nun der in seinem Stolze gekränkte, tief erbitterte Adel, zur Wahl eines anderen Königs zu schreiten, und tröstete sich mit der Hoffnung, über das Unglück das vielleicht den lithauischen Intriquen folge, wohl Sieger zu werden. Ein neuer Wahlreichstag ward nach Piotrkow in Kleinpolen berufen (1446). Die Versammlung war so reich besucht, wie bisher noch selten eine gewesen war. Auch lithauische Herren befanden sich in derselben. Das Ergebniß dieses Reichstags war, daß der Herzog von Masowien, ein Sprosse des Piastenstammes, vorgezogen dem vom

Erzbischof von Gniezno vorgeschlagenen Churfürsten von Brandenburg, zum Könige des Reiches ausgerufen wurde.

Als die Kunde von diesem Begebniß nach Lithauen gelangte, da erschrak der Großfürst Kazimierz nicht wenig, denn ernstlich hatte er es mit dem Ausschlagen der Krone nicht gemeint, und sein Plan war auf Einflüsterung (nicht fremder Mächte wie es schien, sondern) einiger lithauischen Großen gewesen, die Polen so lange in Verlegenheit zu lassen, bis sie sich geneigt fühlen würden, gegen seine Annahme ihrer Krone das unter Jagiello von Lithauen an Polen gezogene Podolien und Volynien wieder an Lithauen zurück kommen zu lassen.

Schleunigst sendete der überraschte Großfürst an seine Mutter, die verwittwete Königin Sophia, und den Bischof Olesnicki Boten, mit der Bitte, daß sie dem versammelten Reiche seine Bereitwilligkeit zu Annahme der Krone unter gewisser Bedingung erklären und ihren Einfluß anwenden möchten, die Wahl des Herzogs von Masowien rückgängig zu machen.

Stolz und trotzig, doch eben so versöhnlich ist der Pole.

Mit Freuden wurde die Erklärung des Großfürsten aufgenommen und der Bischof Olesnicki, der wärmste Freund des Jagiellonischen Hauses und Lebensretter Wladislaw Jagiellos*), abgesendet, ihn nach Polen zur Krönung einzuladen. Jetzt brachte Kazimierz seine Bedingung vor. Sie bestand darin, daß das Königreich Podolien und Volynien an Lithauen zurückgebe. Der zu Bresclitewski (im Jahre 1437) versammelte Reichstag erhob sich einmüthig gegen solchen Anspruch, und Kazimierz, um nicht des Thrones verlustig zu gehen, gab denselben in der Hoffnung, das als König zu bewerkstelligen, wozu er jetzt nicht Macht hatte, auf. Darauf bestieg

Kazimierz IV.

am 24. Juni 1437 zu Krakau den Thron des polnischen Reiches. So waren nun Lithauen und Polen unter einem Herrn vereinigt, darum aber keinesweges einig. Podolien und Volynien waren der Zankapfel.

*) Er war Derjenige, welcher in der Schlacht bei Tannenberg den auf den König Wladislaw Jagiello andringenden Ritter Dippold von Köcheritz niederschlug. Da er sich dem Priesterstande gewidmet hatte, belohnte ihn der König dadurch, daß er ihn seiner Jugend ungeachtet zum Bischof von Krakau machte.

Beide Parteien konnten nicht begreifen, daß ihnen ja die Lande gemeinschaftlich gehörten, und jede wollte sie für sich haben. Die erbitterten Lithauer zu versöhnen und in ihrem Verlangen zu beruhigen, verleibte der König die Starostei Parsow Lithauen ein und begab sich dahin, um daselbst zu residiren. Die Polen, hierüber erbittert, versammelten sich flugs zu einem Reichstage in Piotrkow, vor den sie den König beschieden, um ihn zu Beschwörung des Staatsgrundgesetzes zu bewegen, nach welchem er kein Stück von dem Königreiche lostrennen durfte. Allein weder dieser, noch die beiden folgenden Reichstage konnten ihn dazu vermögen, da er dadurch Lithauen, das er seltsam liebte, zu beleidigen und gar zu verlieren fürchtete. Da verloren auf's Neue die Polen die Geduld. Anders freilich konnten sie nicht meinen, als Kazimierz beabsichtige ernstlich, das Königreich dem Herzogthum zu opfern. Schon begann der Reichstag über die Entsetzung Kazimierz's und die Wahl eines anderen Königs zu sprechen, da endlich gelang es dem Bischof Olesnicki, der vom heiligen Vater soeben zum Kardinal (der erste Pole in dieser Würde) erhoben war, Kazimierzen zum Nachgeben zu bewegen. So beschwor

derselbe denn nun nächst den Rechten des Adels, weder zu Gunsten Lithauens noch eines anderen Landes je ein Stück vom Königreiche zu trennen, ja vielmehr es wo möglich zu vergrößern (1453).

Eine Vergrößerung gewann Polen noch in demselben Jahre, jedoch ohne des Königs Zuthun. Die Stadt Krakau hatte nämlich mit dem Fürsten von Oświęcin in Fehde gelegen und denselben so besiegt, daß er es sich gefallen lassen mußte, ihr sein Fürstenthum käuflich zu überlassen.

Diese Zerwürfnisse und Verwickelungen im Innern des polnischen Staates würden ohne Frage die alten Feinde, die Kreuzritter benutzt haben, um ihrer Ländersucht zu huldigen, ihr Gebiet zu vergrößern; allein sie hatten den Krieg im Innern ihres Gebietes und bedurften all ihrer Sinne und Mittel, das zu erhalten, was sie besaßen. Der deutsche Kaiser, Friedrich III., ein inniger Freund der Kreuzritter, unter denen sich mehre seiner Verwandten befanden, hatte das preußische Volk, namentlich die höheren Volksclassen der Städte, aller Standesrechte verlustig, dagegen den Kreuzritterorden für den unbeschränkten Beherrscher des Landes

erklärt. Dieser hatte das mit Freuden benutzt, und sein unbeschränktes Herrenrecht und die Vorzüglichkeit seines hochadligen Blutes hundertfältig durch seine gräuelsüchtige und blutdürstige Arroganz und Strenge zu beweisen gesucht. Da aber war das geknechtete Volk der Preußen des gräßlichen Joches müde geworden und hatte beschlossen dasselbe abzuwerfen. Pommerellen, die Kulmschen und Marienburgschen Lande erhoben sich zuerst (1454). Ihnen folgten sogleich die drei Hauptstädte Danzig, Thorn und Elbing. Bischöfe, Stadtälteste und andere hohe Personen befanden sich in der Verschwörung. Die Verschworenen begriffen, daß sie aus eigner Kraft nicht den Rittern Widerstand leisten können. So wendeten sie sich denn (1454) an den König Kazimierz von Polen mit der bethränten Bitte, sich zu ihrem und ihres Vaterlandes Herren zu machen, und sie zu befreien von ihren Quälern und zu beschützen.

Einen trefflicheren Bundesgenossen gegen die Krieger der gebenedeieten Jungfrau Maria als deren eigene Unterthanen hätte Polen nimmer finden können. Das sahen die Großen wohl ein, und so ward, wie unlustig Kazimierz auch zum Kriege war, den Bittenden der

tröstliche Bescheid gegeben, daß ihre Bitte Gewährung finden solle.

Sobald die Abgesandten mit der guten Kunde von Krakau heimgekehrt waren, huldigten offen die Preußen zu Thorn und Elbing dem polnischen Könige, der bald darauf mit einem mäßig großen Kriegerheere in ihr Land rückte, nachdem er den Lithauern den Befehl ertheilt hatte, die Kreuzritter in Liefland zu bekämpfen. So entstand ein Krieg mit dem Kreuzritterorden, der zwölf Jahre lang dauerte und in Betreff seiner Furchtbarkeit sich fast über jedes Beispiel erhob.

Während die Preußen die Festungen der deutschen Ritter bestürmten, kämpften die Polen gegen deren bewegliches Heer. Bei Konitz kam es zu einer großen Schlacht. Doch sie endete nicht zur Hoffnung Polens. Die Uebermacht der Ritter entschied, und Kazimierz mußte heimkehren, ein neues Heer zu werben, was jetzt nicht so leicht war, da jedem adligen Krieger seine Dienstleistung durch blanke Münze entgolten werden mußte; eine Verpflichtung, welche 1330 dem Throne bei der Thronfolgeangelegenheit des Sohnes Wladislaw Jagiello's aufgedrungen worden.

Die Abwesenheit des Königs benutzten schnellstens

die Kreuzritter und unterwarfen einige der aufgestandenen Städte. Andere ergaben sich aus Furcht vor Plünderung und Verheerung ohne Widerstand.

Als der König auf's Neue gerüstet erschien, waren ihm schon viele Vortheile verloren gegangen. Die Kreuzritter, verzweifelt, begrüßten ihn wiederholt auf solche Weise, daß ihm leicht hätte die Lust ankommen können, nie mehr mit ihnen in Kampf zu treten. Allein das Zunehmen der Empörung machte die Siege derselben fruchtlos, und nachdem es ihnen gemißglückt, den König in den böhmischen Kronkampf, in welchem Georg Podiebrad Sieger blieb, zu verwickeln und dadurch von sich abzuwenden, sahen sie sich genöthigt um einen Waffenstillstand zu bitten und Friedensunterhandlungen einzuleiten. Diese aber führten zu keinem Resultate.

Die Flecken, welche dieser Krieg der polnischen Ehre beigebracht, erbitterte den Adel auf eine heftige Weise, und obschon dieselben sichtbar hauptsächlich den Adels- und Priesterprivilegien, der Dreifaltigkeit der Reichsherrschaft, entsprungen waren, so wurden sie doch dem Könige zur Last gelegt. Ein Reichstag versammelte sich zu Piotrkow (1459), welcher berathschlagen

wollte, was jetzt in Betreff Preußens zu thun sei. Der König Kazimierz ward auf denselben gefordert. Nicht ohne Grund fürchtete er, daß er von den stolzen Großen zur Verantwortung für die schimpflichen Niederlagen, die das Heer erlitten, werde gezogen werden. Ja er fürchtete noch mehr; er kannte die stürmischen Gemüther der stolzen Herren, die bereits gewohnt waren, für alles Unheil das aus ihrer eigenen Widerspenstigkeit sowohl wie Verweichlichung entsprang, die Krone, gleich wie ihre sklavische Stellvertreterin, zur Strafe ziehen zu wollen. Seine Person, meinte der furchtsame Monarch, komme in Gefahr, und diese bemühete er sich zu sichern durch einen umfänglichen Haufen seiner bewaffneten Kriegsleute. Mit diesem zog er froh und muthig auf den Reichstag nach Piotrkow, in der Erwartung, daß in Angesicht eines solchen die großen Herrn wohl nicht nur nicht ihn zur Verantwortung zu ziehen, sondern auch seine Entwürfe nicht zu bekämpfen wagen werden.

Doch ganz anders, als gedacht, gestaltete sich die Sache. Allerdings flößte diese Energie des Königs, den man schon gleich einem Schwächling fast verachtete, etwas Respekt ein, und einige Große drückten

sogar laut, zwar scherzend, ihre Freude darüber aus, daß auf dem Throne doch wenigstens noch ein Atom von der alten boleslawschen Courage sitze; doch viel zu stolz waren die großen Herren des Adels bereits geworden, als daß sie der königlichen Energie sich hätten unterwerfen, und nicht ihr ein Gleiches entgegensetzen sollen.

Nachdem der Wojewode von Sandomierz und einige Andere vergebens durch heftige Reden den König zu Entfernung seiner bewaffneten Leute zu bewegen gesucht, verschwanden mit einem Male die Edelleute der Wojewodschaft Krakau. Aber sehr bald erschienen sie wieder, und zwar zu des Königs Erstaunen und Schrecken mit einem Gefolge von großen Haufen stattlich Bewaffneter, welche sie auf ihren Grundherrschaften aus ihren Leibeigenen gebildet hatten.

Lebendiger als je schwebten jetzt die Fragen über dem polnischen Reiche: wer ist größer und gewaltiger, der König oder die Edelherren? wer ist Unterthan, er oder sie? was muß aus einem Staate werden, in dem diese Fragen so entschieden werden müssen wie hier?

Das ist der erste Reichstag, auf welchem die

Verfassung durch den Gebrauch der Waffen verletzt wurde, der erste, auf welchem sich Adel und König mit ihrer physischen Macht gegenüberstehen, auf dem Stände und Krone sich so schreiend den tollen Grundsatz ins Gesicht sagen, daß sie nicht mit einander, sondern gegen einander arbeiten. Mit diesem Reichstage beginnt die lange Reihe derer, die vielmehr Versammlungen erboster Boxer als friedlicher Berather zu vergleichen sind. Dieser Reichstag hob die Zügellosigkeit des Adels und der Priesterschaft auf ihren Hochpunkt, auf dem sie fast ohne Veränderung gedauert hat, bis das große, ruhmvoll aufgerichtete Gebäude des Reiches in Trümmer ging.

Indessen hatten die beiden bewaffneten Demonstrationen auf diesem Reichstage doch für den Augenblick etwas Gutes. Auf der einen Seite mahnten sie den nachlässigen König, auf der anderen den verweichlichten und bei aller Energie in Trotz und Hartnäckigkeit doch nicht minder nachlässigen Adel an die Pflicht für Ehre und Vaterland. Der Adel stellte schneller und uneigennütziger ein ansehnliches Heer auf, und der König trat mit größerer Entschlossenheit als früher an die Spitze desselben.

Der Krieg mit dem Kreuzritterorden begann auf's Neue. Die Städte, welche aus Mangel an Vertrauen zu der polnischen Macht sich den Rittern wieder ergeben hatten, traten zum zweiten Male auf die Seite des Königs. Selbst die Stadt des Hochmeisters, Marienburg, ging über, und nachdem sie bald darauf verrätherischer Weise verloren gegangen, wurde sie schnell durch Belagerung wieder genommen (1460).

Lange Zeit konnten die Ritter Nichts weiter thun, als ein Zusammentreffen mit den Polen vermeiden, denn allenthalben gaben ihnen die empörten Eingeborenen zu schaffen. Endlich aber (1462) sammelten sie sich, um den Polen zu begegnen, die riesenmäßige Fortschritte gemacht hatten und schon Herren von fast drei Viertheilen Preußens waren. Es kam zu einer Schlacht. Die Kreuzritter wurden geschlagen, und wußten sich nur noch durch Friedensunterhandlungen zu retten, die zu Brzesc in Kujawien 1463 emsig betrieben wurden. Doch war es den Kreuzrittern nicht so um den Frieden zu thun, als um die Wiedererlangung des verloren gegangenen Gebietes. Daher gebrauchten die politischen Herren die Friedensunterhandlungen nur zu Zeitgewinn und zur verhüllenden

Decke für neue Ränke, durch welche sie Polen in einen Krieg mit Ungarn verwickelten, auf dessen Thron sich nach dem Absterben Ladislaws des Nachgeborenen (1458) der Sohn von Wladislaw Jagiellos ungarischem Feldherrn Johann Hunyades, Namens Mathias, geschwungen hatte.

Der König Kazimierz wußte, daß er in Ungarn Nichts, dagegen in Preußen Viel zu gewinnen habe, und verstand es, den Krieg mit Ungarn auf das Schnellste zu beendigen (1465).

So hatte nun der Kreuzritterorden, der, nicht ahnend, daß der ungarisch-polnische Krieg so schnell vorüber gehen werde, die Friedensunterhandlungen abgebrochen hatte, Polen wieder mit seiner ganzen Macht gegen sich.

Der Kampf begann auf's Neue und drohete auch das Letzte zu vernichten, was in Preußen von dem Ansehen und der Habe eines gutbewohnten Landes noch übrig war. Da schlug sich der Papst, Pius II., in das Mittel. Durch seinen Legaten, den Bischof Rudolph von Lavant, forderte er von beiden Parteien den Frieden, und setzte selbst die Bedingungen fest. Die Polen genehmigten dieselben gern, und die stolzen

Krieger der gebenedeieten Jungfrau Maria, im Gefühl ihrer Schwäche von einer Fortsetzung des Krieges schlimmeres Unheil fürchtend, wagten nicht, dieselben zu verwerfen.

Nach diesen Bedingungen erhielt Polen die westliche Hälfte Preußens zum Eigenthum, und die östliche, welche dem Ritterorden verbleiben sollte, unter seine Oberherrschaft. Der Hochmeister ward ein Vasall des polnischen Königs, und erhielt gleich wie ein adliger Unterthan des Thrones einen Platz im Reichsrathe. So endete der zwölfjährige Krieg mit dem Kreuzritterorden.

Die Geschichte haßt das Detail; doch da auf einem früheren Blatte gesagt worden, daß dieser Krieg in Betreff seiner Furchtbarkeit kaum ein Beispiel hat, so ist es nicht unschicklich, einige Einzelnheiten hervorzuheben. Bei Beginn des Krieges (1454) befanden sich in Preußen über 20,000 Dörfer, von denen die meisten sehr reich bewohnt waren. Am Ende des Krieges waren nur noch 3200 vorhanden, und auch diese in dem jämmerlichsten Zustande. Von den Städten war keine gänzlich vernichtet worden, jedoch auch keine verschont geblieben, und viele derselben

bestanden nur noch aus wenigen Hütten, die zwischen Bergen von Schutt und Asche standen. Danzig hatte für diesen Krieg 15,000 Waffenmänner angeworben; beim Ende desselben waren von diesen noch 160 übrig. Der Kreuzritterorden hatte über 70,000, Polen nahe an 90,000 Menschen verloren.

Wohl hatte sich der Adel unter Wladislaw Jagiello ausbedungen, daß ihm die Kriegsleistungen durch Geld entgolten würden, doch hatte er nicht darauf Bedacht genommen, daß alles Ding sein Gegengewicht braucht, um zu bestehen, und bei Errichtung jenes Privilegiums auch eine Geldquelle geöffnet oder angewiesen werden mußte. So kam es, daß der König jetzt dem Heere eine ungeheuere Summe, nämlich nahe an 5,000,000 polnische Gulden schuldete.

Dieser Umstand veranlaßte Kazimierzen im Jahre 1467 einen Reichstag einzuberufen. Die schlimmen Erlebnisse, welche Kazimierz auf den früheren Reichstagen gemacht, veranlaßten ihn, eine neue Einrichtung zu treffen. Früher hatte sich vom Adel fast Alles versammelt, was zu erscheinen Lust hatte, und es war eine gefährliche und heillose Arbeit für den König gewesen, gegen diese Schaar von verschiedenen, zum

Theil gehirnlosen Köpfen zu kämpfen, oder sich mit ihnen zu vereinigen. Dieses Mal wurden an die Stelle des gesammten Adels Bevollmächtigte desselben berufen, und zwar aus jeder Wojewodschaft einige. Aus dieser Einrichtung entsprang die Reichstagsform, welche sich bis auf die neueste Zeit erhalten hat. Die Wahl und Instruction der Bevollmächtigten machte Vor- oder Instructionslandtage nöthig. Die Ablegung der Rechenschaft Nach- oder Relationslandtage. Die Bevollmächtigten, Landboten genannt, vertraten aber nur den Adel; einige Vertreter der Städte, welche gewissermaßen aus Gnade des Adels zugelassen wurden, waren ganz ohne Gewicht. Die stolze und anmaßende Weise, in welcher die Landboten als Vertreter des Adels sich nachmals zeigten, nöthigte dazu, diesen Leuten, gleich wie ein Gegengewicht, eine beschränkende Macht entgegenzusetzen. Diese beruhete eigentlich im Könige. Da aber des Königs einzelne Person zu machtlos war gegen eine durch Anmaßung und bestätigte Rechte gewaltige Menge, so bildete der König aus seinen hohen Kronbeamteten und der höchsten Priesterschaft eine seine Rechte beschützende, ihn vertretende Partei, die königliche Partei, den Senat.

Diese Einrichtung konnte leicht den Untergang der Macht des Adels herbeiführen. Das aber erkannte der Adel, und um davor sich zu schützen, kam er schnell auf den Gedanken, in sich eine völlige Gleichheit herzustellen, so, daß sein Streben stets ein einiges sein mußte, und seine Macht nie durch Spaltung des Interesses geschmälert werden konnte. Alle Adelsgrade hörten also auf, und nur noch ein einziger blieb, auf welchem alle Edelleute sich gleich waren; jedoch behielten ausnahmsweise noch einige Personen den Fürsten- und Grafentitel bei. So entstand die Adelsrepublik, und mit ihr der tolle Grundsatz: „Nur der Adlige ist Staatsbürger.“ Denn die wenigen Vertreter der Städte verloren bald genug ihr Recht, bei den Reichsversammlungen zu erscheinen.

Daß auf dem Throne des Königreichs Böhmen ein Ketzer, ein Anhänger der hussischen Lehre (Georg Podiebrad) saß, war natürlich für den Papst ein höchst ärgerliches Ding, und denselben herabzustürzen, wäre ihm ein kostbarer Dienst gewesen. Der heilige Vater wendete sich denn an den König Kazimierz von Polen. Allein dieser, bewogen vom Reichstage von 1467, befestigte vielmehr das Freundschaftsbündniß,

welches er mit dem Böhmenkönige geschlossen, und erlangte dadurch, was ihm der Papst für das entgegengesetzte Verhalten versprochen hatte, nämlich das Thronfolgerecht seines ältesten Sohnes, Namens Wladislaw, in Böhmen. Wirklich wurde Wladislaw nach dem Tode Georg Podiebrads (1471) von den Böhmen zum Könige gewählt und gekrönt. Indessen waren die Parteien in Böhmen, deren jede einen Anderen (die zweite den deutschen Kaiser Friedrich III., die dritte den König von Ungarn, Mathias) zum König wählte, so mächtig, daß sich der junge Wladislaw nur mit Mühe auf dem Throne erhalten konnte.

Fast zur selben Zeit, da Wladislaw König von Böhmen wurde, wurde von einer Partei des unzufriedenen Ungarns dem anderen Sohne des Königs, Kazimierzen, der ungarische Thron angeboten. Der Reichstag suchte den König zu bewegen, daß er sich in die ungarischen Händel nicht mische, und dem Prinzen wehre, von dem Anerbieten jener aufrührischen fremdländischen Partei Gebrauch zu machen. Doch derselbe nahm auf den guten Rath nicht Rücksicht und ließ den Prinzen mit einem Heere nach Ungarn ziehen. Unwichtig wäre es gewesen, daß der Prinz vom König

Mathias heimgejagt wurde, aber wichtig war es, daß unter dieser Verwickelung der königlichen Person mit Ungarn das Reich zu leiden hatte. Denn Mathias fiel mit seinem Heere in Polen ein, und in falscher Rache verwüstete er Galizien auf eine gräßliche Weise. Nur den Unruhen in Ungarn und Böhmen war es zu danken, daß das Unheil nicht weit größer wurde, denn der König Kazimierz besaß kein Heer, welches er dem König Mathias entgegenstellen konnte, und der Adel, der die Verwickelung mit Ungarn, wie sie auch das Reich gefährdete, für eine Privatsache des Königs hielt, war, zumal der König gegen seinen Rath gehandelt hatte, nicht zur Hilfleistung zu bewegen.

Der Waffenstillstand, welchen Kazimierz mit Mathias geschlossen, dauerte aber nicht lange, nicht einmal die bestimmte Zeit. Letzter drang wieder in das polnische Gebiet ein. Etwas rücksichtvoller war jetzt der Adel und stellte, nachdem sich der König Kazimierz durch Bitten und Versprechungen tief erniedrigt hatte, eine Armee auf, die, zwar keinen Sieg errang, aber doch einen Waffenstillstand vom König Mathias erwirkte; diesen aber benutzte Mathias hinterlistig dazu, sich mit dem Kreuzritterorden in Verbindung

zu setzen und ihn zum Kriege gegen Polen anzureizen. Der Orden, dem eine Befreiung von der polnischen Lehnsherrschaft das lockendste Ziel war, ging freudig in den ungarischen Plan ein, und war schon im Begriff zu den Waffen zu greifen: da stellte sich ihm der deutsche Kaiser Friedrich III. gebietend entgegen. Dieser, in dem Plane, die ungarische Krone an seine Familie zu bringen, getäuscht, war ein Feind des Königs Mathias, und machte es sich gar zur Freude, dessen Unternehmungen, und ob sie ihm auch nützlich wären, zu stören.

So rettete die Laune eines fremden Monarchen, ein Zufall, das polnische Reich aus einer großen Gefahr, in die es die Thronsucht und Eigenwilligkeit des Königs Kazimierz geführt hatte (im Jahre 1477). Leicht hätte es, wäre der Plan des Mathias gediehen, sogar zertrümmern können. Denn die Schlesier, angereizt von der Priesterschaft wegen des Königs ehemaliger Freundschaft mit dem hussischgläubigen Georg Podiebrad, machten von Westen her fast ununterbrochen kriegerische Einfälle in das Reich, die Tataren wütheten in den östlichen (russischen) Provinzen desselben, im Süden hausten die Ungarn gleich wie die Tataren

im Osten; wäre nun im Norden der Kreuzritterorden noch aufgestanden, so hätte es leicht kommen können, das die Worte finis Poloniae dreihundert Jahre früher ausgerufen worden wären.

Die Schwäche, in welcher Polen sich seinen Feinden gegenüber zeigte, reizte die Moskowiten, einen Eroberungskrieg gegen das Großfürstenthum Lithauen zu unternehmen. Die Spannung zwischen Polen und Lithauen, welche durch die früheren Zwiste entstanden war, war ihnen ein guter Bundesgenosse. Sie fielen **1478** in das Großherzogthum ein, und rafften, da sie fast gar kein physisches Hinderniß fanden, in kürzester Zeit die Stadt Groß-Nowogorod und ein ansehnliches Stück Weißrußlands an sich.

Obschon der zu Olmütz im Jahre **1478** geschlossene Friede Polen vor Ungarn und den böhmischen Parteien gesichert hatte, konnte doch der König Kazimierz bei dem Verhältniß, in welchem er zu den Machthabern seines eigenen Reiches stand, Nichts weiter thun, als die Feinde durch Zugestehung ihrer Länderbeute von schlimmeren Unternehmungen abhalten.

Auch das lehnspflichtige Severien ging zu dieser Zeit dem Reiche verloren; doch wurde es nicht, wie

einige Historiker erzählen, von dem siegreichen moskowitischen Fürsten Iwan Wasilewicz erobert, sondern es untergab sich (**1491**) demselben freiwillig, oder vielmehr aus Verdruß über die unfreundliche Behandlung, die einem Herzoge am Hofe des Königs von Polen zu Theil geworden war.

Daß den Moskowiten die von ihnen eroberten lithauischen Gebiete, ohne den geringsten Versuch sie wiederzugewinnen, als rechtliches Eigenthum zugestanden wurden, (durch einen Vertrag im Jahre **1485**), war ein Beispiel von der Schwäche des entzweiten polnisch-lithauischen Reiches, in welchem natürlich für alle eroberungslustigen Mächte ein kräftiges Lockfutter lag. Die Tataren waren nicht die Leute, einer Lockung solcher Art zu widerstehen. Jauchzend drangen sie über Lithauens östliche Grenze in dasselbe ein, raubten und verheerten zu ihrer Lust, und setzten, als sie ihre Raubgelüste befriedigt hatten, sich in der östlichen Hälfte des fremden Landes fest. Doch wie bei jenen beiden Flügelmännern unter Friedrich dem Großen, von denen der eine ein goldenes Kleinod, der andere eine Ohrfeige bekam, geschah es hier. Der Adel, von alten Zeiteu her ein bitterer Feind der Tataren, war

schnell zu Roß. An die Spitze seiner großen Schaar trat des Königs zweiter Sohn, Prinz Johann Albrecht. Schnell ging der Zug nach Lithauen von Statten, und schnell war ein glänzender Sieg errungen (1489). Nach diesem, wie von einem Sturmwinde errafft, verschwanden die Tataren aus dem Reiche. Da hatte die Welt einen Beweis, daß die gegenwärtige Schwäche des polnischen Volkes nicht von der verweichlichenden Ueppigkeit herrührte, in welcher dasselbe schwelgte, sondern vielmehr von der schlimmen Organisation seiner staatlichen Gesellschaft. Noch immer war dasselbe das alte tapfere und hochmüthige Volk, wenn es nur einig, gemeinschaftlich war.

Nach sechsundvierzigjähriger Regierung starb am 7. Juni 1492 der König Kazimierz. Er hinterließ 5 Prinzen. Der jüngste von denen, Friedrich, befand sich im Priesterstand und war Bischof von Krakau. Der älteste, Wladislaw, war König von Böhmen, und hatte, um gegen seinen Bruder Johann Albrecht den ungarischen Thron zu gewinnen, der jenem so wie ihm von den ungarischen Parteien angeboten worden, allen Rechten auf den polnischen Thron entsagt. So war denn die Wahl auf drei Söhne des

Königs Kazimierz beschränkt. Die Großen des Reiches traten zum Reichstag zusammen, um einen von den drei Thronberechtigten zu wählen; und siehe, alle drei wurden gewählt. Die eine Partei wollte Johann Albrechten auf den Thron, weil er der Erstgeborene unter den dreien war und sich ein wenig Heldenglanz gegeben hatte; die andere den nächsten Prinzen, Namens Alexander, weil er von den Lithauern, die sich durch einen einzigen Fürsten aus der vermeinten untergeordneten Stellung erheben wollten, zum Großfürsten gewählt worden war und also den locker gewordenen Bund mit jenem Volke wieder enger zusammenziehen würde; die dritte Partei endlich verlangte den Prinzen Sigismund, weil sie an ihm geistige Vorzüge vor seinen Brüdern erkannt hatte.

Die Verhandlungen der Parteien wurden immer stürmischer. Eine Einigung schien unmöglich, und das jetzt noch beschränkte Wahlrecht (beschränkt nämlich in sofern, als es seine Ausübung nur auf die Glieder des polnischen Königshauses ausdehnen durfte) drohete die Stufen des Thrones mit Blut zu übergießen. Da erschien auf dem Reichstage, begleitet von einer tausend Mann starken Schaar bewaffneter Diener,

der Herzog Johann von Masowien und erklärte: daß er als Abkömmling der Piasten mit seinen Rechten auf den polnischen Thron den jüngeren Prinzen Kazimierz's vorangehe. Und dieselben mache er geltend, da der älteste der Prinzen, Wladislaw, als König von Böhmen und Ungarn auf den vaterländischen Thron verzichtet habe.

Mit einem Male waren die Parteien des Reichstages einig, und in Rücksicht auf die tausend Männer mit den Lanzen, denen sie zufällig nichts Aehnliches entgegen zu stellen hatten, gern bereit, den Herzog Johann zum Könige zu erheben. Da erschien ganz unerwartet der Bischof Friedrich von Krakau, der jüngste Sohn Kazimierz's, mit beinahe zwei tausend bewaffneten Kriegsleuten, die die Königin Elisabeth im Interesse ihres Sohnes Johann Albrecht geworben hatte. Er erklärte, daß sein Bruder Johann Albrecht der beste und best berechtigte von allen Candidaten sei.

Der Herzog von Masowien verglich jene zweitausend Lanzenmänner mit seinen tausend, und schenkte ärgerlichst durch einen demüthigen Rückzug der Wahrheit der bischöflichen Behauptung seine Anerkennung, und die Parteien des Reichstags waren natürlich vor

diesen zweitausend Lanzen nicht minder einig, als zuvor vor dem einen Tausend. So wurde denn

Johann I. Albrecht

im Jahre 1492 auf den Thron erhoben. Demnach waren nun vier von den Prinzen Herrscher. Der älteste war König von Böhmen und Ungarn, der zweite König von Polen, der dritte Großfürst von Lithauen, und der fünfte geistlicher Herrscher als Bischof. Sigismund, der vierte der Söhne Kazimierz, war der einzige der Nichts zu beherrschen hatte, aber doch — denn er hatte ja fürstliches Blut in seinen Adern — gern Etwas hätte beherrschen mögen.

Die Brüder desselben mochten natürlich von ihren Gebieten Nichts abtreten; doch mochten sie ihm gern sein fürstliches Gelüst befriedigen; vielleicht aus brüderlicher Liebe, vielleicht um sich dann desto sicherer auf ihren Fürstenstühlen zu wissen. Sie hielten denn eine Zusammenkunft zu Lebocz. Rath war schnell gefunden; denn wo hätte es wohl Fürsten je an fürstlichen Ideen gefehlt? Schnell war der Beschluß gefaßt, dem wallachischen Herzog die Moldau abzunehmen und in dieselbe den geliebten Bruder Sigismund als Fürsten zu setzen.

Das war wieder ein eigenwilliger fürstlicher Plan, der über das polnische Volk entsetzliches Unheil brachte, und — betrachtet man die Beschränktheit der Macht jener Fürsten — glauben machen will, die fürstliche Macht könne nimmer genug beschränkt werden. Richtig wäre wohl dieser Glaube, doch auch falsch. Richtig in Bezug auf das polnische Reich besonders. In dem Reiche, in welchem zwei herrschende Mächte einander gegenüberstehen, wird stets die Bewegung der einen wie der anderen Unheil über das Volk bringen, und nöthig wäre, daß die eine oder die andere gänzlich unterginge oder in ein anderes Verhältniß zur anderen träte.

Der Krieg gegen den Fürsten der Wallachei wurde also eröffnet; aber in einer nicht sehr zu Hoffnung berechtigenden Weise. Der polnische Adel mißbilligte die eigenwillige Unternehmung des Königs Johann Albrecht, und ebenso der ungarische die seines Königs Wladislaw. Beide Adel weigerten sich daher, ihren Königen ein Heer zu stellen. So mußte Wladislaw von Ungarn ganz in Ruhe verbleiben, und Johann Albrecht war auf seine wenigen Lohntruppen und einen Haufen von Edelleuten beschränkt, welche dem

Aufgebote Folge geleistet hatten. Das unzureichende Heer zog aus gegen die Wallachischen Schaaren, die seiner in der Bukowina warteten. Es kam schnell zum Zusammentreffen. Die Polen wurden geschlagen. Wenige Leute kehrten heim. Der Haufen der Edelleute, welcher in einen Hinterhalt gelockt worden, war fast bis auf den letzten Mann vernichtet.

Dieses Ereigniß, von welchem die Kunde sehr schnell nach Polen kam, erbitterte den Adel auf die heftigste Weise gegen den König. Da des Königs ehemaliger Lehrer und gegenwärtiger Günstling und Rathgeber, Namens Buonacorsi, genannt Callimachus, ein arger Feind des Adels war, so tauchte die Meinung auf, der Untergang jenes Haufens von Edelleuten habe im Plane des Königs gelegen. Allenthalben versammelten sich die empörten adligen Herren, um zu berathen, was man mit einem Könige zu thun habe, der es gewagt, eigenwillig einen so verrätherischen Krieg zu erheben. Man müsse ihn vom Throne stoßen, meinten die Erbittertsten; man müsse seine Macht noch viel mehr beschränken, meinten die Mäßigeren, dagegen aber die eigne (des Adels) noch um Vieles erweitern.

Die Meinung der Letzten gewann die Oberhand und gelangte alsobald zur Ausführung. Die Krone mußte das Recht, Krieg zu erklären, aufgeben, und der Adel, oder vielmehr der Reichstag, zog es an sich. Es wurden Gerichtshöfe gestiftet, und der Krone das uralte Privilegium, Recht zu sprechen, entzogen; nur die Wahl der Richter, welche aus dem Adel genommen und von den Wojewoden vorgeschlagen werden sollten, wurde ihr noch gelassen.

Und manch' anderes hochwichtiges Recht mußte die Krone dem Adel opfern, der jetzt, in seiner Ueppigkeit zügellos geworden, sich nicht einmal mehr begnügte, seine Macht durch alte Kronrechte so ungeheuer vergrößert zu haben, sondern auch noch die wenigen, zum Theil nur scheinbaren Freiheiten des Bürger- und Bauernstandes vernichtete oder an sich raffte. So verloren die Städte das Recht, Abgeordnete auf die Reichsversammlungen zu senden und für sich sprechen zu lassen. Bürgern und Bauern wurde verboten, Land zu erwerben und zu besitzen, einzig der Adel sollte fernerhin Grundbesitzer sein, nur der Adel sollte ferner Aemter, sowohl kirchliche als weltliche, bekleiden können. So wurden Bürger und

Bauern von jetzt ab noch viel jämmerlichere Sklaven des Adels, als sie bisher gewesen waren.

Propheten, deren es aller Zeiten gar viele gab, mochte es auch wohl jener Zeit im polnischen Reiche genug geben; doch scheint keiner prophezeiet zu haben, wohin das führen werde.

Die Rachsucht der Wallachen, welche der König Johann Albrecht durch sein kriegerisches Unternehmen erweckt hatte, war aber durch die Niederlage, welche dem polnischen Heere beigebracht worden, noch keineswegs gestillt. Dieselben verbündeten sich mit einer tatarischen Horde und mehren türkischen Kriegerhaufen, und mit denen fielen sie in Polen ein. Jetzt erst kamen die unheilvollen Folgen jenes eigenwilligen, persönlichen Unternehmens des Königs über das unschuldige Volk. Die Städte und Dörfer ganz Kleinpolens wurden theils verheert, theils geplündert, theils durch die Flammen vernichtet; Vieh, Früchte und edle Schätze wurden geraubt, und mehr noch, ja an **100,000** wehrloser Männer, Frauen und Mädchen wurden von den Türken und Tataren als Sclaven fortgeführt.

Und auch dies genügte den Wallachen noch nicht. Abermals fielen sie mit denselben Bundesgenossen (1499) in das polnische Reich ein. Wie früher, konnte auch jetzt der schwache König sein Volk nicht schützen; der Adel aber, in bitterem Groll gegen den König, mochte Nichts zum Schutze desselben thun. Da trat denn der barmherzige Gott an die Stelle des schwachen Königs und hartnäckigen Adels: Hungersnoth und grimmige Kälte zehrten einen großen Theil des feindlichen Heeres auf. Der Rest, sich zu schwach fühlend, in einem feindlichen Reiche in der übernommenen Rolle fortzudauern, flüchtete theils heim, theils nach Lithauen, um sich den tatarischen Horden anzuschließen, welche dort soeben siegreich hausten.

Die Schwäche, welche das polnische Reich bei seinen Unfällen bewies, machte natürlich allen Feinden Lust, das Schwert an demselben zu versuchen, oder von demselben irgend wie Gewinn zu ziehen. Die, welche zuerst ihrem Gelüst folgten, waren die Moskowiten. Dieselben überfielen Lithauen. Der König ließ das Aufgebot an den Adel ergehen. Der Adel aber meinte, Lithauen habe, dem Bundesschlsfue untreu, ohne Polen zu Rathe zu ziehen, einen Großfürsten

erkoren, um eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten; so möge es sich nun selbst helfen. Er stellte also kein Heer. Die Lithauer aber waren bei weitem dem Feinde nicht gewachsen, verloren Schlacht auf Schlacht, und mußten es dulden, daß sich derselbe mit Riesenschritten über ihr Land ausbreitete und ihnen mit bluttriefendem Schwerte die Lehre gab, daß ihnen der engste Bund mit Polen der heißeste Wunsch sein müsse.

So kam es nun (1499) schnell zu der Uebereinkunft, nach welcher Lithauen nie mehr eigenmächtig einen Großfürsten, und ebensowenig Polen ohne Lithauens Zustimmung einen König wählen sollte. Allein immer zu spät ist es, wenn man im Augenblicke der höchsten Noth zum Begriff des Nothwendigen kommt. Ein Theil des polnischen Adels konnte sich so schnell nicht aus seiner Erbitterung gegen Lithauen erheben, der andere war nicht vorbereitet; genug, es stellte sich kein Heer auf, und der König wußte nicht, woher er dem schwer gefährdeten Lithauen Hilfe schaffe.

Da erschien der Fürst der wolgaischen Tataren, Namens Achmed, und erbot sich, die Russen aus Lithauen zu schlagen; doch machte er zur Bedingung, daß ihm zuvor von den Polen Hilfe gegen die Tataren

der Krim geleistet würde. Mit Freuden ging der König auf den Antrag des Tatarenfürsten ein; die Priesterschaft aber, selbst dem Adel angehörig, verfluchte den Bund mit einem Ungläubigen, und brachte es dadurch dahin, daß der Adel dem königlichen Aufgebote nicht Folge leistete. Unterdessen hatte Chan Achmed den Kampf mit den krimschen Tataren im Vertrauen auf die durch einen königlichen Eid verbürgte Ankunft der polnischen Hilfsarmee begonnen. Doch die Polen kamen nicht, und der unglückliche Fürst wurde so geschlagen, daß er sich mit wenigen Hunderten, die ihm von seinem Heere geblieben waren, nach Polen flüchten mußte, wo ihm, aus Furcht vor seiner Rache, die Freiheit geraubt wurde.

So war nun dem Könige auch dieser Hoffnungsstern untergegangen. Da wendete er sich nach einer anderen Seite und erblickte wirklich einen neuen. Der Kreuzritterorden war ja sein Vasall und mußte seinem Befehle Folge leisten. Er wendete sich also an denselben. Aber siehe, diese alterschwache Macht glaubte auch die Schwäche Polens benutzen zu dürfen. Der neue Hochmeister Friedrich erklärte, daß er die Oberherrschaft Polens nicht anerkenne, und daher weder

den Huldigungseid leisten, noch die geforderten Hilfsvölker stellen werde.

Aus solcher Noth, meinte der König, werde doch am Ende die königliche Person am besten helfen. Er beschloß denn in das Ordensgebiet zu reisen und seinem Befehle Achtung zu verschaffen. Aber nur bis Thorn gelangte er, da höhnte der Tod die königliche Person (1501).

Schnell, jedoch nicht ohne die bereits gewöhnlich gewordenen Stürme, ging die Wahl des neuen Königs von Statten.

Alexander,

der Großfürst von Lithauen, war der Erkorene. Auch dieser König mußte, um nur König sein zu können, hochwichtige Rechte der Krone dem Adel opfern, dessen Anmaßung immer maßloser wurde und das königliche Ansehen immer jämmerlicher machte. Von jetzt an sollte der König ohne Gestattung des Adels (Reichstage) nicht einmal mehr ein Gesetz erlassen dürfen, und die Verfügung über die Krongüter wurde ihm so weit entzogen, daß er nicht einmal eine Summe darauf entleihen durfte. Letzte Beschränkung hatte jedenfalls die ungemeine Verschwendungssucht veranlaßt,

welche ein Erbgut der jagiellonischen Familie zu sein schien.

So waren nun durch den König Alexander Lithauen und Polen wieder eng aneinandergeschlossen. Die Wichtigkeit dieses Ereignisses begriffen die siegreichen Moskowiten recht wohl. Der König forderte sie auf, einen Frieden auf mindestens 6 Jahre zu schließen, und erlangte ohne Mühe ihre Willfahrung (1502).

So war nun das Reich eines bösen Gastes ledig; ein nicht weniger böser lastete sich ihm aber alsbald auf. Daß der polnische König in einen Bund mit dem Fürsten der wolgaischen Tataren, Achmed, getreten war, hatte den Fürsten der krimschen Tataren, Namens Mengli Chieray, auf das Heftigste erbittert. Viel zu roh war dieser barbarische Fürst, als daß er sich hätte dadurch versöhnt fühlen sollen, daß das polnische Reich seinem Feinde, dem Chan Achmed, keine Hilfe geleistet hatte. Mit einem ungeheueren Kriegerhaufen brach er in Galizien, Volynien und Podolien ein. Da er kein Hinderniß fand, drang er vor bis Sandomierz und Lublin. Städte und Dörfer fielen in Schutt und Asche, die Schätze wurden geraubt,

und Alles, was nicht flüchten gekonnt, zu Sclaven gemacht.

Der König war gerade in Lithauen, und das Wort seines Bruders Friedrich, jetzt Kardinal und Erzbischof von Gniezno, war zu schwach, um das Unglück zu beschwören. Der rangsüchtige Adel mochte das vom Kardinal ausgegangene Aufgebot nicht als giltig annehmen, und bequemte sich erst dann, sich zu einem Kriegsheere zu vereinigen, als halb Polen bereits eine Wüste, und der Feind mit seinem Raube längst davongegangen war.

Dieses Ereigniß, meinte der gefangen gehaltene, schwergetäuschte Bundesgenosse Chan Achmed, werde seiner bisher ohne Gewährung gebliebenen Bitte um Befreiung den nöthigen Nachdruck geben. Er richtete sie also nochmals, verbunden mit manchem gerechten Vorwurf, an König und Adel (bei der Reichsversammlung zu Radom 1505). „Laßt mich frei,“ bat der unglückliche Tatarenfürst, „und ich begebe mich zu meiner Horde an die Wolga, um Mengli Chieray zu bekämpfen, und Euch, Euch Eure Treulosigkeit verzeihend, dieses Wütherichs zu entledigen. Willfahrt Ihr mir nicht, gedenket meines Wortes! so wird es

Euch sehr reuen, denn Mengli Chieray ist nicht der Mann, der Euch, als Feinden des Propheten, jemals Freund würde, wie Ihr ihm auch zu Wunsche handeltet.“

Wenige mißtraueten der Gesinnung dieses edeln Tatarenfürsten; aber Alle seiner Kraft. Furcht vor der Rache Mengli Chieray's veranlaßte den Beschluß, Chan Achmed nicht frei zu lassen.

Gerade zur Zeit dieser Verhandlung kamen Boten von Mengli Chieray an, welche im Namen ihres Herren dem polnischen Reiche einen ewigen Frieden für die Auslieferung Chan Achmed's boten. Doch wie der polnische Adel zu rücksichtsvoll war, die Bitte Chan Achmed's zu gewähren, so war er hier zu edelsinnig und stolz, das Verlangen Mengli Chieray's zu genehmigen.

Was jetzt zu erwarten war, geschah. Die krimschen Tataren, beinahe hunderttausend Mann stark, fielen abermals unter der Führung ihres Fürsten Mengli Chieray in das polnische Reich, besonders Lithauen, ein. Der König selbst trat an die Spitze der kleinen Kriegerschaar, die ihm der Adel aufstellte, und welche durch die königlichen Haus= und Lohntruppen nicht

sehr vergrößert wurde. Doch ehe er den Feind fand, zwang ihn eine plötzliche Krankheit, das Heer zu verlassen. Sein Liebling, ein Abkömmling der alten Herzöge von Severien, Namens Glinski, trat an seine Stelle, und waltete so kühn und kriegsklug, daß man wenigstens der Leiche des schwachen Königs eine Lorbeerkrone mit in das Grab geben konnte. Derselbe starb am 9. August 1506. Zwei Tage zuvor hatte Glinski die Tataren geschlagen, und zwar so, daß dieselben den größen Theil der geraubten Schätze und an vierzigtausend Sclaven im Stich lassen mußten, um sich nur zu retten.

Sigismund I.,

Alexanders Bruder, ward einstimmig von beiden Nationen gewählt, und am 24. Januar 1507 zu Krakau gekrönt. Wohl war er der größte König des polnischen Volkes. Nicht darum der Größte, daß er das Größte gethan hätte, sondern weil er selbst bei der großen Beschränkheit seiner Macht mächtig zu sein und Großes zu thun verstand.

Der König Sigismund schauete sein Reich an, und erkannte, daß demselben eine schöne Friedensperiode gegeben werden könne. Die Tataren waren ja so

geschlagen, daß sie wohl in Kurzem nicht wiederkehren mochten. Die Wallachei konnte ohne Unterstützung der Tataren Nichts unternehmen. Von Ungarn war Nichts zu fürchten, von Böhmen Nichts, denn in beiden herrschte der Bruder des Königs. Der Kreuzritterorden im Norden war wohl widerspenstig und anmaßend, aber nur in deutscher Rittermanier; sein Schwert war nicht zu fürchten, denn er war viel zu schwach, und als Vasall zu vielseitig gefesselt. Mit den Moskowiten erneuete der König Sigismund den unter Alexander geschlossenen Friedensvertrag, und so war auch von dieser Seite kein Krieg zu erwarten.

Unter solchen Umständen, meinte Sigismund, lassen sich dem Reiche die tief geschlagenen Wunden bis auf den Grund heilen, und in dem Inneren desselben könne ein Zustand erschaffen werden, der die Grundlage einer Dauer des Staatsgebäudes und des Volksglückes sein müsse.

Wohl hatte der König gut und richtig gedacht; doch nicht geschah es nach seinen Gedanken. Gerade im Inneren, wo er einen Zustand erschaffen wollte, der dem Reiche Unerschütterlichkeit und Herrlichkeit geben sollte, entspann sich die Ursache zu einer Reihe

von gewaltigen Kriegen, welche von Außen kamen und das Reich bis in's Innerste erschütterten:

Der Fürst Glinski hatte bereits unter den beiden vorigen Königen ein Ansehen besessen, welches ihm viele Neider im Stande des Adels erweckte. Der Kriegerruhm, welchen er sich nun in der Schlacht mit den Tataren erworben, drohete sein Ansehen noch mehr zu vergrößern und vermehrte die Zahl seiner Neider. Tausend Augen beobachteten gierig seine Handlungen, und da der stolze Fürst, seiner unberufenen Wächter nicht achtend, weder sein Handeln verbarg, noch den frohen Uebermuth desselben beschränkte, so fand sich freilich Manches, wodurch er beim König in Verdacht gezogen werden konnte, als ob er darnach strebe, sich vom Statthalter des Großfürstenthums Lithauen zum selbständigen Fürsten desselben zu erheben. Die ungewöhnlich starke Ausrüstung der alten lithauischen Festungen, und der Aufbau neuer am Dniepr, den der Fürst Michael Glinski auf eigne Kosten unternahm, gaben den Angaben, welche vor den König gebracht wurden, freilich das Ansehen der Triftigkeit. Allein der König Sigismund erwog den Ehrgeiz des Fürsten Michael, und achtete der Anklagen nicht.

Da fügte es sich, daß Glinski die Tochter des Czaren von Moskau erblickte. Rücksichtslos, wie er in seinem Stolze war, nahm er nicht Anstand, mit der schönen Moskowitin eine Liebschaft zu pflegen. Flugs wurde dem Könige die Kunde gebracht, Fürst Michael Glinski stehe in verrätherischer Verbindung mit dem Czaren von Moskau, und sei bestrebt, Lithauen in dessen Hände zu bringen. Glinski's Liebschaft bot das und jenes, was geschickt war, zum Belege benutzt zu werden. Der König gewann Glauben, und nun wagten es gar verschiedene Edelleute, darunter der Großmarschall Johann Zabrzcrzinski, offen aufzutreten und den Fürsten des Hochverraths zu beschuldigen.

Da begab sich Fürst Michael Glinski vor den König Sigismund, und forderte, daß derselbe ihn vor Gericht ziehe und die Sache wohl untersuchen lasse, sodann aber durch strengste Bestrafung der Verläumder seine Ehre wieder herstelle.

„Hüte Dich, Herr Hofmarschall," sprach der König, „meine Gerechtigkeit herauszufordern. So wie mir Gott und sein ewiges Wort heilig sind, wird sie den Schuldigen finden und ihn züchtigen."

„Ei nun, Herr König," versetzte der stolze Große, „„so willst du mich denn zu dem erst treiben, was mir nimmer in den Sinn kam, und uns Beide gar sehr gereuen könnte. Aber, bei meinem Eid, es soll geschehen, wenn Du es also willst."

Und es geschah. Was dem Fürsten früher fälschlich angesonnen worden, wurde nun wahr. Nachdem er seinen eifrigsten Ankläger, den Großmarschall Zabrzcrzinski ermordet, und er darauf öffentlich für einen Hochverräther erklärt worden, zog er sich mit einer großen Schaar mißvergnügter Lithauer an den Dniepr. Dort forderte er den Czaren von Moskau zum Kriege wider Polen auf, und damit dieser sich nicht lange besinne, erbot er sich, ihm sogleich die alten und neuerbaueten Dnieprfestungen zu übergeben.

So entstand nun ein neuer blutiger Krieg mit den Moskowiten, denn der beschworene Friedensvertrag hielt der Czaren nicht ab, der Aufforderung Glinski's zu folgen. An den Dnieprfestungen erhielt der Feind einen so kräftigen Stützpunct, daß er es wagen konnte, Lithauen bis Wilno zu überschwemmen.

Der König Sigismund war auf einen so plötzlich eintretenden Krieg zwar nicht vorbereitet, allein die

Gewalt, die er bereits über den Adel durch die Höhe seiner Gesinnung und den Adel seines Herzens gewonnen, schuf auf das schnellste ein ansehnliches Heer. Dasselbe, unter des Königs Leitung von einem lithauischen und einem polnischen Feldherrn befehligt, zog geschwind den Moskowiten entgegen. Bei Orsza fand es dieselben versammelt und schlug sie auf das entscheidendste.

Diesen Sieg für Polen ersprießlich zu machen, ließ der König Sigismund sein Heer ohne Vorzug in das Innere des moskowitischen Reiches eindringen. Da sah sich der Czar genöthigt, um Frieden zu bitten (1508) und die Zurückforderung der Dnieprfestungen zu gewähren.

Das Kriegsfeuer war nun hier wohl gelöscht, allein es hatte seine Funken umher gesprühet, so, daß die Flamme alsbald hier und dort aufloderte. Der Fürst der Wallachei empörte sich und drang mit einem ansehnlichen Kriegerhaufen in Galizien (1509) ein. Kaum war dieser geschlagen und zu Erneuerung des Lehnseides gezwungen (1510), so erschien eine in ihrem Umfange furchtbare Tatarenhorde, welche im Fluge Podolien, Volynien und Galizien in eine Wüste verwandelte und sich in den befestigten Orten dieser Länder festzusetzen suchte.

Anfangs mußte sich das polnische Heer damit begnügen, die Tataren am weiteren Eindringen zu hindern, denn es war sehr geschwächt. Doch seine Lücken füllten sich bald aus, indem der Lorbeer, den es sich errungen, eine Menge freiwilliger Kämpfer herbeilockte, und der König einige starke, durch Werbung und ein neues Aufgebot gewonnene Kriegerhaufen sendete.

Alsobald verwandelte sich der Vertheidigungskampf der Polen in Angriffskampf. Bei Wiesniowica kam es zu einer großen Schlacht. Die Tataren verloren sie. Vierundzwanzigtausend ihrer hauchten ihre Seelen auf der Wahlstadt aus. Die übrigen flüchteten mit der Schnelle des Sturmwindes aus dem Reiche, und die Sieger triumphirten in dem Bewußtsein, daß ihres Vaterlandes glorreiche Zeit noch nicht vergangen sei.

Und in der That war diese glorreiche Zeit nicht vorüber. Wenigstens konnte sie noch bestehen. Es kam nur darauf an, daß ein königlicher Genius die Klüfte ausfüllte, die sich zwischen den beiden Großmächten des Reiches, dem Throne und dem Adel, gebildet hatten. Aber nur selten ist ein solcher Genius.

Es war ein Glück, daß Polen so schnell mit den Tataren fertig wurde, denn zwei schlimme Feinde erhoben sich zugleich. Der eine, der Kreuzritterorden, der nach seiner alten Unabhängigkeit strebte, wurde zwar durch einen Zufall, nämlich den Tod seines Hochmeisters, wieder in Ruhe versetzt; desto gewaltiger trat aber der andere, der treubrüchige Czar der Moskowiten auf. Der deutsche Kaiser, dem eine Vergrößerung Polens durch das verbrüderte Ungarn und Böhmen als ein fürchterliches Schreckensgespenst vor Augen stand, und Alles daran lag, Polens Macht zu vernichten, hatte den Czar mit dem Versprechen, ihm die Königskrone zu ertheilen, zu der Eroberung Rußlands (Volyniens und Galiziens) aufgefordert. Der Krieg Polens mit den Tataren und die Darstellungen des Fürsten Glinski gaben den Moskowiten Muth, der Eid auf den Friedensvertrag war keine Fessel.

Unter des Fürsten Glinski Leitung fiel denn ein ungeheueres moskowisches Heer in Lithauen ein und eroberte die feste Stadt Smolensk (1514). Schon hatte er triumphirend seinen Eroberungszug bis Berisow fortgesetzt, da traten ihm, zu seiner Ueberraschung,

die fern gewähnten polnischen Schaaren entgegen. Ihre Zahl erreichte bei weitem nicht die des Feindes, aber ihr Muth war groß, denn sie waren berauscht von kaum erst gewonnenen Siegen. Die Schlacht begann mit dem Morgen, und am Abend lagen an 40,000 Moskowiten entseelt auf der Wahlstatt, und so viele befanden sich in Gefangenschaft, daß es an Räumen gebrach, sich ihrer zu versichern.

Doch war der Krieg hiermit noch nicht beendet. Der Winter war eingetreten, und hatte die Polen abgehalten, von ihrem Siege Früchte zu ernten. Mit dem Frühjahre aber brach der moskowitische Czar an der Spitze eines 100,000 Mann starken Heeres gen Lithauen auf. Sobald die Polen Kunde erhalten, rückten sie ihm in Eilmärschen entgegen. Kaum aber hatten die Moskowiten von fern das polnische Heer erblickt, als sie sich umwendeten und flüchtend davon zogen. So war der Czar gezwungen, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zu erbitten, den er jedoch ebenso wie den früheren brach, um wieder um einen neuen bitten zu müssen.

Unterdessen hatte sich das Verhältniß des deutschen Kaisers zu Polen gänzlich umgewandelt. Der König

Sigismund hatte durch Verschwägerung eine Verbindung der Familie seines Bruders Wladislaw und der des Kaisers Maximilian hergestellt und dadurch der letzteren Anwartschaft auf den ungarischen und böhmischen Thron verschafft. So war nun der Kaiser der aufrichtigste Freund des Königs Sigismund geworden. Doch was er früher dem polnischen Reiche schlimm zu machen gesucht, kam jetzt zum Gedeihen, und dieß konnte er nun nicht verhindern, wie gern er es auch mochte. Er hatte den Kreuzritterorden aufgefordert, gegen Polen aufzustehen und sich von dessen Oberherrschaft zu befreien. Der Tod des Hochmeisters Friedrich von Sachsen hatte dies früher verhindert; aber der neue Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, in Deutschland beigenannt Achilles, auch Ulysses, ließ die kaiserliche Aufforderung auch sich gelten, und verweigerte der polnischen Krone den Lehnseid. Vergebens erinnerte der König Sigismund den stolzen Hochmeister an den 1466 vom Kreuzritterorden beschworenen Vertrag, und als der Kaiser ihm mit Zwang drohete, so griff er rasch zum Schwerte, um die alte Freiheit des Ordens zu erkämpfen (1519).

Eben waren auf Anregung des Czaren von Moskau

die Tataren auf's Neue in Polen, und der Czar selbst in Lithauen eingefallen. Gefährlicher war kaum je des Reiches Lage gewesen. Doch leichter, als es sich erwarten ließ, wurde die Verwickelung gelöst. Wie gewöhnlich verschwanden die Tataren schnell, die Moskowiten wurden zu einem neuen Waffenstillstand gezwungen, und nun wendete sich das Heer gegen den Kreuzritterorden (1520). Das Ritterheer rückte ihm kühn entgegen; allein die Anstrengungen desselben waren vergeblich. Die Polen, angeführt von Nikolaus Firley, dem Wojewoden von Sandomierz, drangen siegreich von Stadt zu Stadt, jede in Besitz nehmend. Bald war ganz Pommerellen in ihren Händen. Aber immer noch standen die Ordensritter kräftig und kühn da, einer günstigen Wendung der Dinge harrend. Da änderte das siegreiche Polenheer mit einem Male seine Richtung und drang erobernd in Brandenburg, dem Erbreiche des Ordenshochmeisters, ein.

Jetzt sah Albrecht kein anderes Rettungsmittel, als um Frieden zu bitten. Und daß ihm dieser gewährt würde, konnte er nicht bezweifeln, da der König von Polen der Bruder seiner Mutter war. Freilich war die Gewährung des Friedens an die Bedingung

geknüpft, daß vom Orden der Huldigungseid geleistet und der Vertrag von 1466 gehalten werde.

Lange weilten der König Sigismund und der Hochmeister Albrecht zu Thorn bei einander, um zu einem Friedensabschluß zu gelangen. Jener beeilte eifrigst die Verhandlungen, dieser dagegen verzögerte sie so sehr als möglich, denn noch immer hoffte er eine Wendung seines Geschickes. Und nicht umsonst — so schien es wenigstens — hatte er gehofft. Hilfsvölker waren aus seinen Erblanden und anderen deutschen Gauen herbeigezogen und standen schon der Grenze Preußens nahe.

Als die Kunde davon im Geheimen dem Hochmeister überbracht worden, brach er flugs die Verhandlungen ab, eilte in das Ordensland und erhob auf's Neue das Schwert.

Sogleich ließ der überraschte König Sigismund an den gesammten Adel Polens und Lithauens ein neues Aufgebot ergehen. Mit Zauberschnelle stand ein ansehnliches Heer da, welches, verbunden mit den Resten des früheren, ohne Verzug nach Preußen rückte.

Bereits hatte das Hilfsheer des Ordens auf seinem Heranzuge Eroberungen im polnischen („königlichen")

Preußen gemacht, doch ging ihm jetzt aller Gewinn wieder verloren. Die Polen, geführt von den Wojewoden, Zaremba und Firley, entsetzten Danzig, und jagten das Hilfsheer des Ordens, nachdem es bis zur Hälfte durch kleine Schlachten aufgezehrt worden, nach Pommern, wo es sich gänzlich verlor. Da sah sich der Hochmeister Albrecht trotz den kleinen Vortheilen, die er mit dem Ritterheere gewonnen, gezwungen, um einen Waffenstillstand zu bitten. Der König Sigismund war jetzt mächtig genug, um den Orden zur alten Unterwürfigkeit zwingen zu können. Allein der Hochmeister Albrecht war ihm ein naher Blutsverwandter, und gegen einen solchen ohne Schonung zu verfahren, war gegen sein sittliches Gefühl. Er aber war einer von den äußerst wenigen Fürsten, deren sittliches Gefühl über das fürstliche erhaben ist. Er gewährte also einen Waffenstillstand auf 4 Jahre.

Während dieses Waffenstillstandes reiste Albrecht nach Deutschland, um von den Mächten dieses Reiches Hilfe zu gewinnen. Auf dem Fürstentage zu Nürnberg (1522) brachte er sein Anliegen vor. Allein der Einfluß des Kaisers Maximilian machte seine Bitten vergeblich. Da wendete er sich auf seiner Rückreise

nach Preußen an Doctor Martin Luther, damit ihm dieser mit seiner tiefen Weisheit rathe, wie er sich aus seiner schlimmen Lage helfe. „Ihr wollet berathen sein, Herr Markgraf," sprach Luther mit seltsamem politischen Tiefblick, „so will ich Euch rathen: leget das Ordenskleid ab, vermählt Euch fein, und schaffet aus dem geistlichen Reiche des Ordens ein weltlich erblich Herzogthum!"

Dieser große Gedanke faßte schnell beim Hochmeister Albrecht festen Grund. Er trug ihn seinem Oheim, dem König Sigismund von Polen, unverhohlen vor, und dieser fand ihn unter der beizufügenden Bedingung, daß das zu erschaffende preußische Herzogthum unter polnischer Oberherrschaft stehen müsse, ganz vortrefflich, denn er versprach dem polnischen Reiche von Norden her statt des steten Krieges, den es mit dem ländersüchtigen Kreuzritterorden führen gemußt, einen ewigen Frieden.

So ward nun (im Jahre 1525 zu Krakau) das Gebiet des Kreuzritterordens in Preußen für ein weltliches Herzogthum unter polnischem Schutz und Oberherrschaft, und der Hochmeister Albrecht für den erblichen Herzog und Herrn desselben erklärt.

Die Ordensritter erhoben sich gegen die Usurpation

des Hochmeisters, und forderten den Papst auf, den Bannfluch auf ihn zu schleudern. Da nahm Albrecht, und mit ihm fast die gesammte eingeborene Einwohnerschaft Preußens, die, des Ordens müde, die neue Gestalt bejauchzte, Luthers Lehre an, und der Donner des Vaticans prallte zurück; und auch die Reichsacht, welche 1531 der deutsche Kaiser Carl V. über das neue Herzogthum aussprach, blieb ohne Erfolg. So begründete sich das Königreich Preußen. Mittelbar ist Luther der Stifter desselben.

Wichtig war dieses Jahr für das Königreich Polen, viel wichtiger aber wurde demselben das folgende. Im Jahre 1518 hatte sich der König Sigismund als Wittwer mit einer Mailändischen Prinzessin, der Nichte Fernandos des Katholischen von Spanien, Namens Bona, vermählt. Dieser herrsch- und ränkesüchtigen Schönen war das weite polnische Land zu klein. Eine noch größere Königin wollte sie sein. Sie ließ ihr mailändisches Gift agiren: und — die beiden letzten, noch unmündigen Prinzen des masowischen Herzogshauses starben (1526).

So kam endlich auch Masowien wieder an das Königreich. Mächtig und groß stand nun Polen da,

faſt ſo, wie das gewaltige Polen des Alterthums. Sein altes Herz, ſeinen Kern, hatte es durch Maſowien wiedererlangt, und durch die unzähligen Siege der jüngſten Zeit den alten, lange verloren geweſenen Ruhmesglanz. Aber nicht blos in Anſehung der Größe und Kriegskraft war es glänzend. Die Wiſſenſchaften hatten ſich in ihm zu einer herrlichen Höhe gehoben; die ſteten Kriegesunruhen hatten deren Aufſchwung nicht hemmen können. Dichter, Geſchichtſchreiber und Gelehrte aller Art gaben von dem blühenden Zuſtande der Wiſſenſchaften in Polen unzählige Beweiſe, welche im ganzen civiliſirten Europa Anerkennung fanden. Kopernik (Copernicus), der Mann der Welt, war ein Kind Polens. Der Handel blühete, nicht minder die Gewerbe. Die Künſte, aus Italien eingezogen, hatten ſich zu einer anſehnlichen Höhe aufgeſchwungen und einen großen Ruf erworben. Nicht bloß Polen verſchönte die Hand polniſcher Künſtler mit Gemälden, Bildſäulen und Bauwerken, ſondern auch fremde Länder.

So, groß, gewaltig und ſchön, ſchien das polniſche Reich für eine Ewigkeit neugeſchaffen zu ſein. Allein in ſeinem Inneren lag der furchtbare, vernichtende

Krebsſchaden; und daß er jetzt nicht zu ſehen war, kam daher, daß ihn der königliche Genius verdeckte. Doch bald wurde er in ſeiner ganzen Größe wieder ſichtbar, indem die Königin Bona den herrlichen Genius zur Seite drängte.

Jemehr Bona mit den Einrichtungen des Staates bekannt wurde, deſto ärgeres Spiel trieben ihre Ränkeſucht und Geldgier. Bereits hatte ſie die weibliche Nachkommenſchaft des herzoglich Maſowiſchen Herrſcherhauſes um ihre von den Ständen des Reiches bewilligte Erbſchaft gebracht, und dadurch des Adels Unwillen erregt; jetzt begann ſie auch die Staatsämter zu einem Gegenſtande des Wuchers zu machen. Der Meiſtbietende hatte den Vorzug, wenn gleich er die unwürdigſte Creatur war. Männer, welche des Volkes Stolz waren, verfolgte und drängte die Königin aus ihren Aemtern, und verletzte häufig die wichtigſten Rechte des Adels durch ſchändliche Eingriffe in die Angelegenheiten der vornehmſten Familien deſſelben.

Der allgemeine Unwille wurde immer lauter. Der König wurde als der Schöpfer der ſchändlichen Werke Bona's angeſehen. Theilhaber an dieſem oder jenem derſelben war er allerdings; die Liſt Bona's hatte ihn

dazu zu machen verstanden. Die Strenge, mit welcher der König, in Rücksicht auf den Papst und den deutschen Kaiser, gegen die Lutherische Lehre kämpfte*), die im Reiche bereits eine ungemeine Menge von Freunden gefunden hatte, gab der Mißstimmung reiche Nahrung.

Mit Schrecken sah der alte König, wie die Liebe des Adels, durch welche er bis jetzt allmächtig gewesen war, von ihm wich. In seiner gerechten Besorgniß eilte er, seinem einzigen Sohne die Thronfolge zu sichern. Er wendete sich zuvörderst an die Lithauer, welche ihm noch mit warmen Herzen anhingen, daß sie den Prinzen zu ihrem Großfürsten wählten. Sie thaten es freudig. So ward Sigismund II. August in seinem 10. Lebensjahre Großfürst von Lithauen. Nun erst wendete sich der kluge König an die Polen mit dem Verlangen, daß sie dem Prinzen den Königsthron zusicherten, und nun mußten diese wohl willfahren, denn Trennung Lithauens vom Königreiche stand auf dem Spiele.

Die schriftliche Versicherungsurkunde dünkte aber

*) Z. B. ließ Sigismund im Jahre 1526 zu Danzig vierzehn vornehme Personen, welche die lutherische Lehre angenommen hatten, hinrichten.

dem König immer unzuverlässiger, jemehr er die Mißstimmung des Adels zunehmen sah. So ließ er denn den Prinzen selbst bei seinem Leben zum Könige krönen, natürlich, ohne ihm die Zügel der Regierung zu übergeben (im Jahre 1530).

So zeigte sich (ursächlich) zuerst der alte Krebsschaden des polnischen Staates wieder. Doch noch viel deutlicher sollte er sich bald hernach zeigen.

Der Czar von Moskau hatte (im Jahre 1534) das Schwert abermals gegen Polen erhoben, und trachtete Lithauen zu erobern. Rasch rückten ihm an der Spitze weniger Schaaren die beiden polnischen Kronfeldherrn, der lithauische Fürst Radziwill und der polnische Graf Johann Tarnowski, entgegen. Eine Schlacht entschied. Der Czar mußte um Frieden bitten. Nun suchte Moskau durch Hilfe einer anderen Macht sich dem lockenden Ziele zu nähern. Es forderte die Moldauer auf, sich gegen Polen zu erheben, und diese, nicht entmuthigt durch die schweren Niederlagen, die sie im Jahre 1531 erlitten hatten, fielen sogleich in Galizien und Kleinpolen ein.

Die Moldauer erschienen dem König Sigismund wegen ihres steten Bundes mit den Tataren viel ge-

fährlicher für das Reich, als der moscowitische Czar. Sie auf das Nachhaltigste zu schlagen, war daher sein heißester Wunsch. Er berief also den Reichstag, damit ihm der eine Geldsumme bewilligen möchte, mittelst deren er ein Heer zur Bewachung der moldauischen Grenze errichten wollte. Doch vergebens waren die Bitten des Königs Sigismund. Der Adel wollte seine Macht zeigen und gewissermaßen sich rächen für die Verletzungen seiner Rechte. Derselbe bewilligte keine Summe.

Kühner traten jetzt die Moldauer und die ihnen verbündeten Tataren auf. Die königlichen Haustruppen waren viel zu schwach, den gewaltigen Feind zu werfen; ein Heer zu werben, fehlte es aber dem Könige an Geld. Da machte Sigismund von seinem noch unbeschränkten Rechte Gebrauch das Aufgebot an den gesammten Adel ergehen zu lassen.

Der königliche Genius hatte noch nicht ganz seine Macht verloren. Der Adel folgte dem Befehle und sammelte sich bei Lemberg zu einem Heere von 150,000 Mann (1537). Mit einem solchen konnten wohl die Moldau und Wallachei sammt der Tatarei erdrückt und zu einer ewigen Ruhe gezwungen werden. Wie

es die Sitte forderte, erschien der König vor dem versammelten Heere, ihm Glück zu wünschen und den Kriegsweg vorzuziehen. Da traten ihn mehre auserwählte Sprecher an mit der Erklärung, daß man nicht eher das Schwert gegen den Feind erheben werde, bis der König sich schriftlich verpflichtet habe, die in jüngster Zeit vielfach und arg verletzten Rechte des Adels unverzüglich wieder herzustellen und folgende .... neue zu gewähren.

Vieles bewilligte der alte König; Alles zu bewilligen, schien ihm aber unmöglich, wenigstens unheilvoll für das Reich. Seine Vorstellungen vermochten Nichts über die hartnäckigen, mürrischen Herren. Der Unwille derselben stieg immer mehr. Ein Regenguß brachte ihn zum Ausbruch. Das adliche Heer ging plötzlich auseinander und warf das Schwert zur Seite. Freigegeben war nun das Reich dem Feinde. Und kaum hatte dieser von dem Ereignisse Kunde bekommen, als er jauchzend eindrang, raubte, verheerte und vernichtete, und um desto ärger wüthete, je ungefährdeter er sich bei seinem kriegerischen Wüthen sah.

Abermals wendete sich der schwer bekümmerte Sigismund an den Adel. Allein vergebens. Der köni-

gliche Genius war nicht mehr am Leben. Die Königin Bona hatte ihn vernichtet. Der alte Krebsschaden des Staates war aufgerissen und stand in frischer Entzündung. Vergebens waren Sigismunds Vorstellungen.

Da wendete sich derselbe nothgedrungen an eine fremde Macht, die Türkei, daß diese das Reich von den Feinden befreie. Mit Freuden erfüllte die fremde Macht des Königs Wunsch und gewann dadurch Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Reiches. So zeigte der Krebsschaden auch hier sogleich die schlimmste Folge, die er immer gehabt hat.

In schwerer Sorge für die Zukunft Polens, starb der König Sigismund I. in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahre zu Krakau am 1. April 1548. Bis dahin, daß die Mailänderin Bona ihre freche Hand an seinen Zepter legte, war er Polens größter König. Weder einer seiner Vorgänger noch seiner Nachfolger hat den Zustand des Staates so tief begriffen. Das beweisen auch selbst die Lehren, welche er testamentarisch seinem Sohne Sigismund August ertheilte. Dieselben schildern mit äußerster Schärfe bis ins Innerste das Verhältniß zwischen dem König und dem Adel. Sie lauten

also: „Mein Sohn! Mit Freuden habe ich erkannt, „daß dir des Volkes Liebe zu Theil geworden. Du „weißt es, daß die Polen uns viel zu danken haben, „aber heut' laß es dir sagen, daß wir den Polen noch „viel mehr danken müssen. Sie haben uns Jagiellonen „den Vorzug gegeben vor Thronbewerbern, welche in „Betracht der Macht, Geburt und Gewährnisse den „Vorrang vor uns hatten. Uns gaben sie ihren Thron, „und seit den anderthalbhundert Jahren, die unser „Stamm über sie herrscht, haben sie demselben vielfältige Beweise ihrer Anhänglichkeit und Liebe gegeben. „Jetzt werden sie dich, mein Sohn, mit ihrem Königsthrone beschenken. Frage dich, ob du wohl dieses „Geschenkes würdig bist, damit du begreifest, daß „du auch das Schwerste und Gefährlichste für ihr Wohl „und ihren Ruhm zu thun ihnen schuldig bist. Du „wirst weise handeln, wenn du es dir nimmer einfallen läßt, mit Selbstmacht über „dieses Volk herrschen zu wollen, dessen „Freiheiten es zum Richter deiner Handlungen, selbst deiner Tugenden, machen. „Nicht anders als durch die Weisheit deiner Rathschläge kannst du über die Polen

„herrschen. Wage nie, ihnen andere Befehle zu geben als solche, die auf denjenigen Gesetzen beruhen, die sie sich selbst gegeben haben! Deine Befehle müssen auf deinem Gehorchen beruhen, denn nur durch Achtung ihrer Rechte ist Gewalt über sie zu gewinnen. Beuge dich zu ihnen nieder, ohne dich zu erniedrigen! Schmeichle ihrem Stolze, ohne den deinigen fühlen zu lassen! Hast du auf solche Weise ihr Vertrauen erlangt, so bist du Herr ihrer Privilegien. Verhältst du dich so, daß sie glauben, sie haben Nichts von dir zu fürchten, so werden sie dich fürchten, und du hast Nichts von ihnen zu fürchten. Laß ihre Feinde stets die deinigen sein! Und wo du sie vertheidigst, zeige dich ihnen nicht als ihren Vertheidiger, sondern als ihren Bundesgenossen, den Freund ihres Wohls! Halte ihnen stets dein Wort! Sei in deinen Entscheidungen gerecht! Deine Geschenke seien glänzend; in deinen Weigerungen

laß Verbindlichkeit blicken! Alle deine Unternehmungen müssen erscheinen, als ob sie auf ihren Vortheil berechnet wären. So wirst du nicht fürchten müssen, daß sie deine königliche Macht beschränken werden."

Sigismund II. August,

bestieg nun als wirklicher König den Thron des Reiches.

Im Jahre 1543 hatte sich Sigismund August mit der Tochter Ferdinands von Oestreich, Prinzessin von Ungarn und Böhmen, vermählt (denn bereits waren Ungarn und Böhmen an das deutsche Kaiserhaus gekommen, nachdem im Jahre 1524 Ludwig Jagiello, der Sohn Wladislaw's, in einer unglücklichen und furchtbaren Schlacht mit den Türken gefallen war). Trotz ihrer hohen Reize hatte die Prinzessin die Liebe ihres Gatten nicht gewinnen können. Dagegen gewann sie durch ihre hervorstechende Schönheit und ihre glänzenden Geistesgaben den bittersten Haß ihrer Frau Schwiegermama, Bona's. Ein Kind des Todes war aber stets, wer dieser fürstlichen Bestie mißfiel. Das mailändische Gift wirkte, und die junge Gemahlin Sigismund Augusts starb (1545).

Der Wittwer weinte nicht, denn sein Herz hatte Nichts verloren, und er weinte um so weniger, denn sein Herz hatte Etwas gewonnen. Er hatte eine Litthauerin erschauet, deren Reize all' seine Sinne ergriffen. Diese war die Tochter des Fürsten Radziwill, Wittwe des Wojewoden von Troki, Namens Gastold. Nicht anders hatte die junge Wittwe dem verliebten Prinzen ihre süßen Reize zum Genuß darbringen mögen, als daß sie seine Gattin wäre. Die Leidenschaft hatte den glühenden jungen Wittwer nicht zögern lassen. Er hatte sich mit der Geliebten heimlich vermählt.

Das war kaum geschehen, als der alte König Sigismund starb und Sigismund August den Thron besteigen mußte. Da nun seine heiße Liebe ihn drängte, seine schöne Barbara als Königin neben sich auf dem Throne glänzen zu sehen, so mußte natürlich der heimliche Ehestand des Königs vor seiner Mutter und dem Volke offenbart werden.

Das Volk wohl hätte den Liebesstreich seines jungen Königs gelten lassen; aber nimmermehr die stolze, ränkesüchtige Bona. Daß ein Kind des Volkes mit dem Diadem auf dem Throne prangen und sie

demselben untergeordnet sein sollte, war ihr unüberwindbar gräßlich. Leicht hätte sie sich mit ihrem mailändischen Gifte Ruhe verschaffen können; doch sie wollte die Freude haben, die unberufene Schwiegertochter recht offen vor der Welt gedemüthigt zu sehen. Ihre Günstlinge, darunter vorzugsweise der Wojewode von Krakau, Piotekmita, waren bald genug in ihr Interesse gezogen.

Das Feuer, welches die Königin Bona im Geheimen angelegt, kam im nächsten Jahre (1549) zu Piotrkowa auf dem Reichstage zum Ausbruche. Der junge König hatte ihn eröffnet. Da erhoben sich die Anhänger Bona's gegen denselben, mit heftigen und bittern Reden es ihm zur schwersten Sünde machend, daß er ohne Befragung des Volkes eine Ehe geschlossen, und bei dieser heimlichen Vermählung gänzlich das Wohl des Reiches aus den Augen gesetzt habe. Die Erbleidenschaft der Menschen, gegen den Höheren feindlich aufzutreten, vergrößerte sehr schnell die Partei Bona's, welche auf das stürmischste verlangte, daß der König seine unwürdige Ehe durch den Papst wieder auflösen lasse, und nimmer verlangen möge, daß Barbara Radziwill zur Königin gekrönt werde.

Wenige waren endlich noch vorhanden, die für den König kämpften. Da kämpfte der junge König muthig für sich selbst. „Was einmal geschehen ist," sprach er, „kann nicht geändert werden. Euch aber würde es besser anstehen, von mir zu fordern, daß ich einem Jeden mein gegebenes Wort halte, als daß ich es breche. Ich habe meiner geliebten Frau den Eid der Treue geschworen, und werde ihr die Treue bewahren, so lange Gott mich leben läßt. Mein Wort gilt mir mehr als der Thron."

Der Adel staunte nicht wenig, eine solche Willenskraft, solche Characterfülle in diesem Könige zu finden, der auf seiner Mutter schändlichen Betrieb seine Jugend einzig unter Weibern verlebt hatte. Bona's Anhänger schwiegen jetzt über des Königs Eheangelegenheit, aber ihre Erbitterung war noch vorhanden. Andere Dinge kamen zur Berathung, und auch bei diesem traten sie mit unaufhörlichem Widerspruche gegen den König auf. Dessen endlich müde, befahl der junge Monarch mit muthigen heftigen Worten dem Wojewoden Kmita, dem eifrigsten Anhänger Bona's, Stillschweigen. Da warf wüthend der Wojewode den Stab, den er als Reichstagsmarschall führte,

vor dem Könige auf den Erdboden nieder und entfernte sich. Da nun nach dem Gesetz keine Verhandlung in unvollzähliger Versammlung gepflogen werden konnte, so löste sich mit einem Male, ohne irgend Etwas geschaffen zu haben, der Reichstag stürmisch, unter unsinnigem Lärmen auf.

Die Landboten nahmen die Erbitterung in alle Theile des Reiches mit, die Gährung ward immer allgemeiner und heftiger. Die Schranken der bürgerlichen Ordnung begannen schon zu brechen. Allenthalben fanden aufrührische Versammlungen des Adels statt. Schon sprach man laut, daß man Sigismund August absetzen und den Kronfeldherrn Tarnowski, der sich soeben (1549) im Kampfe mit den krimschen Tataren neuen Ruhm erworben hatte, auf den Thron heben wolle.

In dieser gefährlichen Lage bewährte der junge König seine ganze Charakterstärke. Ein Universale, in dem gebieterischsten Tone abgefaßt, richtete er an den Adel. Diese Unerschrockenheit flößte diesem eine gewisse Furcht ein, und hielt ihn ab, seine aufrührischen Entwürfe in Ausführung zu bringen.

Endlich wurde (1550) ein neuer Reichstag ein-

berufen. Doch jetzt wie früher traten Bona's eifrige Anhänger gegen des Königs Ehe mit Barbara Radziwill auf. Da kämpfte nun Sigismund August in anderer Weise als früher. „Wir wollen diesen Gegenstand der Berathung um ein Weniges verschieben," erklärte er, „und einen anderen jetzt in's Auge fassen, welchen ich vorzubringen habe. Es sind da unter den Herren, die mich umgeben, Viele, welche ganz gegen das Gesetz mehre Staatsämter bekleiden. Auch ist es nöthig, von Verschiedenen darüber Erklärung zu verlangen, auf welche Weise sie zu ihren Aemtern gekommen."

Da stutzten ganz gewaltig die stürmischen Feinde des Königs, die Anhänger Bonas, deren die meisten ihre Staatsämter für Geld von Bona erhandelt hatten. Mit einem Male waren sie umgewandelt. Damit der König diese Angelegenheit ruhen ließe, wurden sie gar sehr bereitwillig in jener. Alsobald wurde nun Barbara zur Königin gekrönt (1550).

Das war aber geistiges Gift für Bona, Gift für ihr Herz. Doch sie hatte materielles, mailändisches Gift für den Körper der jungen Königin. Ein halbes

Jahr kaum hatte Barbara unter der goldenen Krone geprangt, da starb sie plötzlich (1551).

Diese Zwistigkeit im Inneren des Reiches erfüllte die alten Feinde desselben, die Moldauer und Walachen, mit neuer Lust zu ihrem alten Spiele. Sie fielen in mehren umfänglichen Haufen in das Reich ein und begannen so unsinnig zu schalten, wie sie bei ihrem letzten Besuche unsinnig geschaltet hatten. Indessen hatten sie die Uneinigkeit zwischen König und Adel mit viel zu großen Augen angeschauet und auf jenen Kunstgriff des Königs gar zu wenig Werth gelegt. Dieser Kunstgriff hatte aber jene Uneinigkeit bereits fast ganz aufgehoben. Der König gebot, und der größte Theil des Adels folgte dem Gebote und erschien bewaffnet. Der Kronunterfeldherr, Namens Sieniawski, trat an die Spitze des Heeres, und mit wenigen Manövern waren die vorwitzigen Moldauer so kräftig geschlagen, daß ihr Fürst (Hospodar), um nur seines Reiches nicht verlustig zu gehen, sich schleunigst erbot, dem Könige von Polen den Lehnseid zu leisten und ihn als seinen Herrn anzuerkennen.

Dieses Ereigniß, welches im Jahre 1551 statt-

fand, befreundete dem Könige viele von denjenigen einflußreichen Familien, welche ihm bisher noch abhold gewesen. Doch stellte sich dadurch im Staate noch immer nicht ein gutes Verhältniß her. Die ränkesüchtige Bona hatte noch Anhänger genug, die in ihren staatlichen Stellungen gewaltig waren. Die Ursache des Todes Barbara's war dem Könige durch verschiedene Personen, und unter denen durch eine weibliche entdeckt werden, welche auf Bona's Betrieb als Hexe hingerichtet werden sollte. Und der kräftige, leidenschaftliche Mann hatte nicht Anstand genommen, der bestialischen Mutter seinen Abscheu im ganzen Maße zu bezeigen. Dadurch nun war er (der König) der Gegenstand des bittersten Hasses Bona's geworden, und diese versäumte keine Gelegenheit, durch ihre Freunde dem Könige Schaden beim Volke zu thun und die Wiederkehr der Ruhe im Inneren des Reiches zu hindern.

Zum Glück war die nichtswürdige Schöne, in Betracht ihres Anhangs, jetzt schon viel zu schwach, um Großes gegen ihren Sohn zu bewirken, und wurde noch viel schwächer durch neu eintretende Dinge, die nur freilich die Verwirrung im Reiche nicht verminderten, sondern um Vieles vergrößerten, aber mehr und mehr alle Parteien an den König zogen.

Diese Dinge waren die Religionsbewegungen, welche, von Deutschland ausgegangen, in Polen eine treffliche Stätte gefunden hatten. Die aus Böhmen vertriebenen Husiten hatten beim polnischen Adel viele Freunde gefunden und den Eingang des Lutherhtums in fast allen Theilen des Reiches vorbereitet. Die Annahme der lutherischen Glaubenssätze in Preußen war als Beispiel von großer Wirkung. Noch mächtiger wirkten die Anmaßung und schamlose Liederlichkeit der katholischen Priesterschaft, die längst bei allen Aufgeklärteren ein Gegenstand des Abscheus geworden war. Genug, wohl über die Hälfte des Adels erklärte sich für die Lutherische Lehre und forderte auf den Reichstagen stürmisch die von derselben folgeweise bedingten neuen Einrichtungen. Der persönliche Haß trat mit in das Spiel. Man forderte, den Bischöfen das Gerichtswesen, welches sie allmälig an sich gerissen hatten, zu entziehen; sie ferner nicht im Senate zu dulden; die Schulen, welche noch unter der Leitung der Priesterschaft standen, weltlichen Männern zur Direction zu übergeben, u. v. A.

Natürlich erhoben sich gegen alles das die Priesterschaft und die ganze katholische Partei ganz gewaltig, und nicht selten mischten sich in den Meinungskampf des Reichstages die Fäuste und Säbel der Reichstagsglieder. Je gefährlicher und tiefer aber diese Spaltungen im Volke wurden, desto nützlicher wurden sie dem Könige. Die Anhänger des Lutherthums suchten am Könige einen Bundesgenossen, einen Fechter für ihr Interesse zu gewinnen, und schlossen sich eng an ihn. Die katholische Partei dagegen mochte ihn gern als ihren Beschützer behalten, und drängte sich eben so an ihn. So wurde der König Gott aller Parteien, und seine Liebe beim Volke — entsprossen der klugen Theilnahme am Interesse jeder Partei — und seine Gewalt stieg mächtig empor.

Da sah Bona zu ihrem größten Aergerniß, daß ihre Ränkesucht den alten fruchtbaren Boden verloren habe, und gedachte das Reich zu verlassen. Und als sich der König im Jahre 1553 mit der Schwester seiner ersten Gemahlin, Katharina von Oestreich, vermählte, (was er zu Wilno that, wo er sich in den letzten Zeiten, wahrscheinlich aus Furcht vor Bona's Giften, fast ununterbrochen aufhielt), meinte Bona, es sei nun

die höchste Zeit, sich davon zu machen, um nicht vom bösen Herrn Sohne, auf wohl zu vermuthende Anregung der neuen Gemahlin desselben, am Ende noch an den Pranger gestellt und öffentlich entlarvt aus dem Reiche verwiesen zu werden.

Endlich überwand sie im Jahre 1555 durch Bestechungen die Hindernisse, die der kluge Sigismund August ihrer Abreise in den Weg legte. Beladen mit fast unermeßligen Schätzen, die sie dem Reiche listig stahl, entwich sie als eine Diebin nach Italien, wo sie nach zwei Jahren, von einem Liebhaber vergiftet, starb. Einen großen Theil der gestohlenen Schätze hatte sie dem spanischen Könige Philipp dargeliehen. Dieselben wurden später unter dem Namen „spanische (auch neapolitanische) Summen" oft von dem Reiche vergebens zurückgefordert.

Schätze von Gold, Silber und Edelstein hatte Polen durch sie verloren, durch den Verlust ihrer selbst aber unendlich viel mehr gewonnen. Die Störungen der Zufriedenheit hörten auf, und eine Menge guter Einrichtungen, welche früher durch Bona's Ränke hintertrieben worden, trat in's Leben. Auch der Religionskampf gewann nach Bona's Entfernung eine

ruhigere Bahn. Doch war er es, der Polen noch immer in Bewegung erhielt.

Dieser Kampf war aber kein polnischer, sondern ein europäischer. Wie in Polen, so war in allen anderen Staaten Streit um den Glauben, und just dieser Streit in einem fremden Staate war es, welcher Polen jetzt zunächst in einen langwierigen Krieg verwickelte.

Nachdem der Hochmeister Albrecht von Brandenburg aus dem preußischen Gebiete des Kreuzritterordens ein weltliches Herzogthum gemacht, hatten die meisten Ritter sich nach Liefland zurückgezogen und, um dieses Land sich zu erhalten, den Orden neu organisirt. Um von dem gewaltigen lutherischen Strome, in welchen sich das Volk fast aller nördlichen Länder warf, für ihre Herrschaft in Liefland Nichts fürchten zu müssen, hatten sie selbst die lutherischen Glaubenssätze angenommen und nannten sich nicht mehr „Krieger der gebenedeieten Jungfrau Maria" sondern „Schwertritter. Dadurch aber waren sie in arge Feindschaft mit der katholischen Priesterschaft Lieflands gerathen, die gar bald in offene Thätlichkeiten, in Waffenkampf ausartete. In diesem wurde der Erzbischof

von Riga gefangen genommen und in einen Kerker geworfen.

Wohl würde sich der König Sigismund August nicht in Lieflands innere Bewegungen gemischt haben, denn in seinem Polen herrschte ja immer noch so große Bewegung, daß alle seine Sinne und seine Zeit in Anspruch genommen wurden. Allein der Erzbischof von Riga war sein leiblicher lieber Vetter, und diesen konnte er doch unmöglich in einem Kerker der Schwertritter jammern lassen. Er sendete also Boten an den Heermeister des Ordens, Walter von Fürstenberg, mit dem Verlangen, augenblicks seinen werthen Vetter, den Erzbischof, der Haft zu entlassen.

Was hierauf geschah, hätte ein Kenner des Characters der deutschen Ritter wohl beinahe voraussagen können. Die gebieterische Sprache des polnischen Königs kränkte ganz gewaltig den hochadligen Stolz des Heermeisters der deutschen Schwertritter, und um nun seine Größe, seine Selbstmächtigkeit durch eine hochritterliche That zu beweisen, ließ er — die polnischen Gesandten hinrichten.

Nachdem der König Sigismund August Kunde

von diesem Ereigniß erhalten hatte, schrieb er augenblicks das Aufgebot aus. Ein ansehnliches Heer bildete sich, und an dessen Spitze rückte er gen Liefland.

Mit Schrecken erfuhr der Heermeister Walter von Fürstenberg diese Folge der geschehenen Dinge. Flugs setzte er den Erzbischof in Freiheit, nachdem er demselben das Versprechen abgedrungen, zu Besänftigung des erzürnten Königs von Polen beizutragen; und damit nun die Geschichte doch den deutschritterlichen Characterzug vollständig erhielte, begab sich der hochgeborene Mann, der sich kaum erst aufgebläht hatte, wie wenn er an Macht nicht seines Gleichen hätte, in das polnische Lager, kniete in jämmerlicher Angst demüthigst vor dem König Sigismund August nieder, und flehete denselben an, ihm seine Frevelthat (die Hinrichtung der polnischen Gesandten) zu vergeben. Doch nicht so leicht war der König versöhnt. Da erbot sich der Heermeister das Gebiet seines Ordens, Liefland, unter polnische oder vielmehr lithauische Oberherrschaft zu stellen.

Ein solcher Gewinn versöhnte natürlich den König, und nachdem ihm der Heermeister, und desgleichen

der befreiete Erzbischof den Huldigungseid geleistet, kehrte er heim mit seinem Heere.

Nun aber war Liefland eben das Land, auf welches der eroberungssüchtige Czar von Moskau, Iwan II., sein Augenmerk gerichtet hatte. Es grenzte an sein Reich, und wie ein großer Theil Preußens vom Kreuzritterorden an Polen gefallen sei, so, hatte er gemeint, werde Liefland vom Schwertritterorden an Moskowien fallen müssen. Daher war die Oberherrschaft Polens in Liefland ganz gegen seine Erwartungen, Pläne und Wünsche.

Die moskowitische Politik, welche jetzt in so glänzender Blüthe zu Petersburg prangt, scheint schon in jener Zeit zu Moskau wohl ausgebildet gewesen zu sein, denn der Czar hatte ohne ein Stücklein von Rußland (Galizien, Podolien und Volynien) zu besitzen, den Titel „Selbstherrscher aller Russen", mit dem sich alle seine Nachfolger, bis auf den neuesten, schmückten, angenommen. Demungeachtet war er nicht mehr als ein fast thierisch roher Mensch, den die Civilisation mit keinem Hauche bestrichen hatte, dem jedes Mittel und jeder Weg, wie sehr auch gegen die angenommen besseren Gebräuche streitend, gut galt.

Ohne einen Einspruch in die liefländische Einrichtung gethan und ohne eine Kriegserklärung erlassen zu haben, warf er sich, wie ein Räuberhäuptling, mit einem ungeheueren Heere in Liefland, raffte alles auf, was Werth hatte und beweglich war, verheerte und vernichtete alles Unbewegliche, und suchte, nachdem er seine barbarische Tollheit befriediget, sich in dem Lande als Herr desselben festzusetzen (1559).

Die lutherischen Schwertritter und die katholische Priesterschaft vergaßen ihren Glaubenszwist und vereinten sich schnell, um dem unerwarteten wilden Gaste zu begegnen und ihn zu vertreiben. Allein sie waren zu schwach. Ihr kleines Heer wurde geschlagen, und die Anführer desselben, der Heermeister Walter von Fürstenberg und der Erzbischof von Riga, der Vetter des Königs von Polen, wurden gefangen genommen, und verschollen in moskowitischer Sclavenschaft.

Da ging der neue Heermeister, Gotthard von Kettler, den König von Polen, als seinen Schutzherrn, an, daß er ihm Hilfe leisten möchte.

Gern war Sigismund August bereit. Er wendete sich an den Adel des Königreichs. Dieser aber verwies

ihn mit dem Aufgebote auf das Großfürstenthum Lithauen, als das eigentliche Schutzreich Lieflands, und gab dadurch dem Könige eine mächtige Triebfeder zu der nachmaligen völligen Vereinigung beider Reiche.

Ohne Weigerung stellten die Lithauer ein Heer auf, und dieses vertrieb die Moskowiten fast gänzlich aus Liefland (1560). Allein man war des barbarischen Feindes noch keineswegs ledig, vielmehr hatte man ihn jetzt viel mehr zu fürchten. Eine schriftliche Ankündigung, die jetzt der Czar ungewöhnlicher Weise gab, bewies, daß er ungleich mächtiger wiederkehen werde. Und dies geschah alsbald; und dies nicht allein. Auch Schweden trat jetzt, aufgefordert von dem listigen Czaren, als Feind auf, und während es von Westen in Liefland eindrang und einen Theil des estländischen Gebietes eroberte, welches es auch in dem schleunigst von dem Könige Sigismund bewerkstelligten Vertrage behielt, drang ein ungeheueres moskowitisches Heer von Osten in das unglückliche Land.

Das lithauische Hilfsheer war bereits entlassen. Das Heer der Schwertritter konnte sich aber nirgends gegen den gewaltigen Feind halten, so, daß sich aber-

mals der Heermeister Gotthard von Kettler an den König wenden mußte.

Zur Genüge hatte es sich nun gezeigt, daß sich Liefland als eigenes Reich nicht werde halten können. Der König aber erwog, daß Polen oder Lithauen wohl bald müde werden würde, für einen Zweiten einen Schutzkrieg zu führen, dessen Ende nicht abzusehen war. Auf der anderen Seite empfand der Heermeister gar wenig Lust, einen moskowitischen Czaren zum nächsten Nachbar zu haben. Da kam es denn zu einem Vertrage, nach welchem Liefland zum völligen Eigenthum an Polen fiel und an Lithauen angeschlossen wurde, und der Heermeister Kettler Kurland und Semgallen als ein erbliches Herzogthum unter polnischer Oberherrschaft erhielt.

So endete der letzte Rest des Kreuzritterordens, nämlich der Schwertbund, und das Herzogthum Kurland entstand.

Nun ließ schleunigst Sigismund August das Aufgebot an den Adel beider Reiche ergehen. Doch wiederum weigerte sich der des Königreichs, mit dem Bemerken, daß die Angelegenheit in Interesse Lithauens, und nicht Polens liege, und Lithauen erst

mit Polen völlig Eins sein müsse, wenn er an diesem Kriege Theil nehmen solle. Die Vereinigung beider Reiche lag zu tief in dem Wunsche des Königs, als daß er dieser Forderung nicht hätte Geltung lassen mögen. So führten denn die Lithauer allein den Krieg mit den Moskowiten, freilich ohne ihm ein entscheidendes Ende geben zu können. Wohl schlugen sie in den Jahren 1563 und 1565 kräftig den Feind, doch trotz dem behauptete dieser einige eroberte Theile.

Während dem arbeitete Sigismund August im Königreiche an jener Vereinigung der beiden Länder, die ihm um so mehr am Herzen lag, da seine Kinderlosigkeit eine völlige Trennung derselben nach seinem Tode zu veranlassen drohete. Er begann sein Werk damit, daß er sein Recht auf Lithauen, als auf das Erbreich seines Hauses, aufgab (1564). Bald gab er auch sein Lehnherrnrecht auf (1566). Das Beispiel wirkte auf den hohen lithauischen Adel. Derselbe gab einige seiner Rechte auf und ließ an den übrigen den niedrigen Adel Theil haben, so, daß eine Gleichheit, wie beim polnischen Adel entstand. Darauf wurden alle Rechte des polnischen Adels dem gesammten Lithauischen zugetheilt und alle öffentlichen Einrichtungen

in jenem Lande, außer dem Gerichtswesen, übereinstimmend gemacht mit denen in Polen.

Endlich im Jahre 1569 kam die durch fast zwei hundert Jahre mühselig und eifrig von den Jagiellonen getriebene Frucht zur Reife. Ein Reichstag, welchen Sigismund August nach Lublin berief, vollendete sie; er erklärte Polen und Lithauen für ein ewig unzertrennliches Eins in jedweder Beziehung. —

Rücksicht auf die preußischen Leser dieser Geschichte des polnischen Volkes fordert folgende unterbrechende Erwähnung: Als kaum dieser Reichstag eröffnet war, erschien vor dem Könige und den versammelten Reichsständen der 15jährige Kurfürst Albert Friedrich von Brandenburg, um die Belehnung für das von seinem Vater ererbte Herzogthum Preußen zu empfangen. Als er in warmer Rede dem Könige als seinem Schutz- und Lehnsherrn seine Ergebenheit bekannt, da überreichte ihm zum Geschenke der König eine weiße Fahne, in deren Mitte ein schwarzer Adler sich befand. Das ist der Adler, das Wappenbild, des heutigen Königreichs Preußen. —

Die Vereinigung der beiden Reiche war die größte und trefflichste That Sigismund Augusts. Aber sie

war auch seine letzte, denn der Abschluß eines Waffenstillstands mit dem erschöpften Moskowitenreiche ist kaum eine That zu nennen. Entkräftet durch übermäßigen Genuß der Liebe starb der rühmenswerthe Fürst im Jahre 1572, und mit ihm erlosch das Haus der Jagiellonen.

Vierte Periode.

Herrschaft von Königen aus fremden Herrscherhäusern. Das Wahlrecht in seiner zweiten Periode.

Von 1572 bis 1668.

Da Sigismund August ohne Nachkommen starb, und daher Niemand vorhanden war, der einen Erbanspruch auf den polnischen Thron hatte, so beschloß der Adel, aus den Herrscherhäusern fremder Staaten einen König zu wählen. Er forderte daher durch den Primas des Reichs, den Erzbischof von Gniezno, dem stets die Regentschaft oblag, so lange der Thron unbesetzt war, alle diejenigen erlauchten Herren, welche sich der Wahl darzubieten Lust hätten, auf, sich durch Gesandte zu melden.

Deren waren sieben, darunter die wichtigsten der Erzherzog von Oesterreich (Sohn des deutschen Kaisers Maximilian II.), Heinrich Herzog von Anjou (Bruder des Königs von Frankreich Karl IX.), Johann III., (König von Schweden) und sein sechsjähriger Prinz Namens Sigismund. Die beiden Letzten stellten sich in Alternative auf.

Jeder dieser Thronbewerber gewann bald eine Partei. Diejenigen, welche dem verstorbenen Könige Sigismund August besonders zugethan gewesen waren, wünschten den König von Schweden oder seinen Sohn auf den Thron des Reiches, weil dasselbe Sigismund August gewünscht hatte, wie er noch kurz vor seinem Tode bezeigt. Johann von Schweden war nämlich der Schwager Sigismund August's. Daher auch hatte der junge schwedische Prinz, also der Neffe des letzten Polenkönigs, ein gewisses, freilich sehr schwaches und unter den gegenwärtigen Verhältnissen ganz gewichtloses Recht auf den polnischen Thron. Die katholische Priesterschaft und ihr weltlicher Anhang waren gegen die beiden Schweden und mochten lieber den französischen oder österreichischen Prinzen auf dem Throne sehen. Doch trat auch bei ihnen eine Tren-

nung ein. Die Feinde der Türkei waren für den österreichischen, die Freunde des Friedens für den französischen Prinzen.

Dieser Parteien war es noch nicht genug. Bald bildeten sich auch welche für Fürsten, die gar ein Verlangen nach dem polnischen Königsthrone nicht gezeigt hatten. Die Akatholiken wollten, daß der lutherische Herzog von Preußen zum Könige erwählt würde. Die Lithauer hingegen wünschten dasselbe in Ansehung des Czaren von Moskau, um den barbarischen Feind los zu werden.

Eine große Verwirrung entstand durch die verschiedenen Bestrebungen dieser Parteien, in welcher drei vom Primas berufene Reichstage nicht zur Sitzung kommen konnten. Endlich löste sich der Knäuel ein wenig, indem einige Parteien ihre Unternehmungen aufgaben, und der Czar von Moskau sich durch die tolle Forderung, ihm für die Annahme der Königskrone einen Theil des Reiches zum erblichen Besitz zu geben, aus der Reihe der Thronbewerber wies. Endlich waren deren eigentlich nur noch zwei, nämlich der französische und der österreichische Prinz, vorhanden. Die Erbietungen und Fähigkeiten dieser Beiden wurden

auf dem Vorbereitungs- oder Convocationsreichstage, der sich am **7.** Januar **1573** zu Warschau*) bildete, erwogen. Der französische Gesandte verstand es besser, die eigenthümliche Sinnesweise der Polen zu benutzen, als der österreichische. Die Partei des Prinzen von Frankreich wurde bald die überwiegende, und als durch aufgefangene Briefe bekannt geworden, daß die Minister des deutschen Kaisers in Redensarten Geringschätzung des polnischen Volkes bewiesen haben, so erklärte sich beinahe Alles für den Herzog von Anjou.

Doch auch dessen Glücksstern schien untergehen zu müssen. Die Nachricht langte im Reiche an, daß auf Anstiften des Königs von Frankreich, des Bruders des Herzogs von Anjou, zu Paris eine furchtbare Niedermetzelung vieler Tausende von Protestanten statt gefunden habe (die pariser Bluthochzeit). Schauder und Abscheu ergriff nicht bloß die Nichtkatholischen, sondern die ganze polnische Nation, und Alles entwendete

*) Bei der Vereinigung Lithauens und Polens auf dem Reichstage zu Lublin 1569 war bestimmt worden, daß Warschau von nun an den Reichstagen zur Versammlungsstätte dienen solle, weil es als eine masowische Stadt keiner der beiden verbundenen Nationen einen Schein des Vorzugs gewähre.

sich der Angelegenheit des Herzogs von Anjou, von dem man, und wohl nicht ohne Grund, meinte, daß er an der unerhörten Gräuelthat einen guten Antheil habe. Doch es gelang dem Gesandten des Herzogs, Namens Montluc, seinen Herren wieder in allgemeine Gunst zu setzen, indem er anfangs jenes Blutbad der Bartholomäusnacht zu einer Fabel machte, und später der nun unbestreitbaren Thatsache durch gewandte Rede und Schrift ihre Größe und Furchtbarkeit nahm; dagegen den Herzog seinen Herrn als den freisinnigsten Mann darstellte und dessen Theilnahmlosigkeit an jener Gräuelthat, so wie seine untadelhafte Duldsamkeit in Betreff des religiösen Glaubens betheuerte.

Zwar waren danach auch die Nichtkatholischen um des Reiches willen bereit, die Wahl des Herzogs von Anjou geschehen zu lassen, doch blieben sie von Mißtrauen gegen denselben erfüllt, und dies veranlaßte sie, noch vor der Königswahl ihrem Glauben und sich die äußerste Sicherheit zu verschaffen. Sie forderten also, daß dem zu erwählenden Könige nur dann erst die Krone gegeben werde, wenn er durch einen Eid sich verpflichtet habe, nicht nur ihre besondere Religionsübung zu dulden, sondern auch sie selbst

als eine der katholischen in allen Rechten gleichstehende Gemeinschaft anzuerkennen und zu schützen. Von hieran führten die polnischen Protestanten den Namen Dissidenten.

Die Forderung derselben wurde von dem gesammten Adel gebilligt. Doch sie hatte eine weit größere Wirkung als die zu erwartende. In ihr lag eine neue Idee, die sich alsbald der Köpfe des Adels bemächtigte. Sie machte zur Bedingung, daß sich der König durch einen feierlichen Eid verpflichtete. Früher hatten sich die Könige nur stillschweigend, oder durch ein freies versprechendes Wort verpflichtet. Weit besser als ein solches, meinte jetzt der Adel, müsse ein feierlicher Eid sein. So ward nun beschlossen, alle Rechte und Freiheiten des Adels, so wie alle wichtigen Grundlagen der Verfassung, auf Pergament niederzuschreiben und von nun an einem jeden Könige vor der Krönung zu feierlicher Beeidigung vorzulegen. Das war die Entstehung der bekannten pacta conventa, des polnischen Staatsgrundgesetzes.

Nach diesen Hergängen schien erst der Adel recht zu dem Bewußtsein gekommen zu sein, daß gegenwärtig der Thron sein Eigenthum sei, und er von

den Nerven desselben so viel losschneiden und für sich annehmen könne, als er Lust habe. Bei solcher Angelegenheit war derselbe niemals uneins, und die That folgte stets schnell der Idee. So auch hier.

Wie der Adel nun bei dieser Beschneidung des Thrones verfahren, zeigen jene alten pacta conventa. Die Hauptsachen derselben sind: „Der König darf einen Nachfolger weder wählen noch auch vorschlagen — Er soll ohne Erlaubniß des Senats sich nicht vermählen — Er soll jedwede Glaubenspartei beschützen, nie die Partei einer gegen eine andere nehmen, und nimmer einen Religionskrieg entstehen lassen — Er soll ohne die Bewilligung des Reichstags nie ein Aufgebot an den Adel ergehen lassen und ebensowenig aus eigner Macht einen Krieg erklären — Er soll ohne Erlaubniß des Reichstags keinen Vertrag mit fremden Staaten abschließen — Er soll keinem Fremden ein Gut oder Amt ertheilen — Er soll sich eine stete Umgebung von 16 Senatoren gefallen lassen und Nichts für das öffentliche Wesen ohne deren Wissen und Erlaubniß thun — Er soll mindestens alle zwei Jahre einen Reichstag versammeln — Und zuletzt: Er soll die Republik, wie jeden einzelnen Bürger

derselben als seines Treueeides entbunden anerkennen, wenn er irgend einen dieser beschworenen Puncte verletzt.“

Wohl nicht allein im Streben des Eigennutzes, sondern auch in der Meinung, dem Reiche zu nützen, schuf der Adel diese die königliche Macht fast bis auf Nichts beschränkenden und die königliche Person in die gefährlichsten Fälle drängenden pacta conventa. Dieselben waren nicht das köstliche Herz, der Kern des Staates, wie man meinte, sondern der ungeheuer erweiterte alte Krebsschaden desselben. Allzu vielseitig deutbar sind die menschlichen Handlungen. Nicht leicht konnte der König von Polen irgend Etwas unternehmen, was nicht als eine Verletzung dieser pacta conventa ausgelegt werden konnte. Und so wurde einem jeden unruhigen Edelmann stete Gelegenheit gegeben, sich ungefährdet gegen den Thron aufzulehnen. Die pacta conventa wurde daher die Grundlage einer öffentlichen Rebellion, welche nothwendig den Staat zum Untergange führen mußte.

Am 5. April ward nun der Wahlreichstag eröffnet, auf welchem die pacta conventa ihre vollkommene Bestätigung erhielten. Auf diesem Reichstage versam-

melten sich nicht bloß die Landboten, sondern alle Edelleute des Reiches. Er wurde auf einem offenen Felde Warschau gegenüber bei Praga, jener Zeit ein kleines Dörfchen, gehalten. In einem großen Zelte saßen die Senatoren und Gesandten der Thronbewerber. Rings um das Zelt hielt der Adel wohlbewaffnet zu Rosse.

Noch ein Mal priesen die Gesandten sämmtlicher Thronbewerber die Eigenschaften ihrer Herren und gaben, in deren Namen einander überbietend, der Republik manches kostbare Versprechen. Noch ein Mal wurde berathen und gestritten. Endlich kam es zur Vollendung der Wahl, nachdem der gesammte Adel auf den Knieen gelegen und den heiligen Geist beschworen hatte, ihn zu erleuchten. Die Gewandtheit des französischen Gesanten behielt den Sieg. Beinahe Alles stimmte für den Herzog von Anjou. Und bald darauf wurde derselbe zum Könige ausgerufen.

Jetzt, nach der Entscheidung, bemächtigte sich der Dissidenten auf's Neue Besorgniß und sie versuchten es, die geschehene Wahl umzustürzen. Ein Formfehler, den der Erzbischof von Gniezno veranlaßte, gab die beste Gelegenheit zu der reactionären Demonstration.

Die Stätte der Berathung gewann plötzlich das Ansehen einer Kriegesstätte. Einige der Wojewoden der französischen oder katholischen Parthei ließen ihren Anhang sich zum Kampfe fertig machen. Nicht minder kampflustig bezeigten sich die Dissidenten. Selbst Kanonen wurden aufgefahren, und schon nahe war es daran, daß der feindliche Reichstag sich in einen blutigen Krieg verwandelte, als der gewandte französische Gesandte eine Versöhnung bewerkstelligte, in Folge deren sein Heer,

Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, König blieb.

Eine glänzende Gesandtschaft begab sich nun nach Paris, um dem Herzog von Anjou den Beschluß des polnischen Volkes mitzutheilen, ihn zu beglückwünschen und zur schleunigsten Abreise nach Polen zu bewegen. Doch verzögerte sich diese, und erst im Januar 1574 kam der neue König im Reiche an; am 21. Februar beschwor er die pacta conventa und nahm darauf die polnische Krone auf sein Haupt.

Die Krönung folgte unmittelbar dem Krönungsreichstage. An diesen knüpfte sich eine Begebenheit, die eben so seltsam als folgereich war. Ein junger

Edelmann, Namens Samuel Zborowski, wollte dem Könige seine Ergebenheit dadurch beweisen, daß er einen jeden Mann vom Adel zu einem Kraftkampfe unter den Fenstern des Königs im Schlosse zur Krakau herausforderte. Ein anderer junger Edelmann trat in die Schranken und trug leicht den Sieg davon. Dieser Letzte war ein Freund des Kastellans von Woynicz, Grafen Tanczynski. Der vorwitzige Zborowski meinte, sein Sieger habe auf Anregung des Grafen den Kampf unternommen, und entbrannte von Rachwuth gegen diesen.

Nun begab es sich eines Tages, daß der Graf Tanczynski in Begleitung seines Vetters, des Senators Andreas Wapowski, sich zur Reichstagssitzung begab. Da brachen plötzlich aus einem Schlupfwinkel des Schlosses Zborowski und eine Menge ihm Ergebener hervor und überfielen die beiden, nur von wenigen Edelleuten begleiteten, Senatoren. Ein heftiger Kampf entstand, und als der König Heinrich aus dem Senate kommend erschien, lag der alte Senator Wapowski sterbend in seinem Blute.

Da beschwor der Graf Tanczynski den König, an Samuel Zborowski, dem Meuchelmörder, augenblicks

Gerechtigkeit zu üben. Allein die Familie der Zborowski galt dem Könige viel, denn sie hatte zu seiner Erhebung beigetragen. Er entschloß sich nicht, den Mörder zu verurtheilen. Da griff der Graf Tanczynski zu den Waffen, um Rache an der zborowskischen Familie zu nehmen. Fast der ganze Adel stand auf seiner Seite, denn daß die Ermordung eines Senators die strafbarste Frevelthat sei, war allgemeine Meinung. Doch auch die Zborowskis hatten einen ansehnlichen Anhang. Ein Kampf entstand, der, so kurz er auch war, das Reich nicht wenig erschütterte. Endlich waren die Zborowski unterworfen und der König gezwungen einen Rechtsausspruch zu thun. Er verdammte nun den Mörder, der längst nicht mehr im Reiche war, zu Verbannung aus demselben.

Allgemeinen Unwillen erregte dieses lächerliche Urtel, und als der König bald darauf die Kastellanei des ermordeten Wapowski dem Vetter des Mörders schenkte und gar den Bruder desselben zum Wojewoden von Krakau ernannte, wurde er der Gegenstand eines fast allgemeinen Hasses.

Schon bereitete sich ein Aufstand gegen den König vor, als derselbe von dem Schlosse zu Krakau ver-

schwunden war (in der Nacht des 18. Juni). Es war nämlich der König von Frankreich gestorben, und Heinrich, besorgt, einer seiner Verwandten möchte in seine Rechte treten, hatte sich heimlich auf den Weg nach seinem Erbreiche begeben, um es in Besitz zu nehmen.

Der Großkämmerer der Krone, Graf Tenczynski, welcher befürchtete, daß aus einer solchen Thronerledigung eine große Verwirrung im Reiche entstehen müsse, jagte dem Könige mit fünf anderen Edelleuten nach. Er erreichte ihn auf der Landesgrenze. Vergebens war seine Bemühung, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Mit dem festen Versprechen, binen einigen Monaten in Polen wieder zu erscheinen, entwand sich der flüchtige König dem Grafen.

Indessen zeigte es sich nur zu bald, daß der König Heinrich keineswegs gesonnen sei, sein Erbreich zu verlassen und nach Polen zurückzukehren. Da erklärte der Adel, daß der König als verstorben und der Thron als erledigt angesehen werden solle. Dies geschah durch Reichstagsausspruch am 15. Juli 1575.

So mußte nun zu einer neuen Königswahl geschritten werden. Ein neuer Reichstag wurde bestimmt.

Die großen Herren hatten sich bereits versammelt, da fielen zu Aller Ueberraschung nnd Schrecken die Tataren in die östlichen Wojewodschaften ein. Es war nicht wohl möglich, so schnell, als es nöthig war, ein Heer zu versammeln, und darum mußte es Polen für ein Glück ansehen, daß die europäische Civilisation in die Tatarei noch nicht gedrungen, und die sauberen Kinder derselben nichts mehr waren, als rohe barbarische Räuber. Nicht Eroberung war der Zweck der bösen Gäste, sondern Räuberei. Sie rafften der Schätze so viel als möglich zusammen und eilten schleunigst davon.

So hatte das Reich schnell wieder Frieden; aber für diesen Frieden blieb ihm eine lange Trauer, denn die geraubten Schätze waren sehr kostbar — unter ihnen befanden sich an dreißigtausend Frauen und Männer, darunter viele vom Adel.

Dieses Ereigniß war für den auf's Neue versammelten Adel eine kräftige Aufforderung, die Königswahl so sehr als möglich zu beschleunigen. Wie allgemein aber auch dieser gute Vorsatz war, so traten doch wieder gefährliche Spaltungen ein.

Dem deutschen Kaiser lag kein Wunsch so heiß

am Herzen, als der, ebenso wie Ungarn und Böhmen, auch das Königreich Polen unter seinen Zepter zu bekommen. Er hatte daher mittels seines Gesandten durch Versprechungen nnd kostbare Geschenke den Senat heimlich für sich gewonnen. Da geschah es denn, daß, als eben eine Formverletzung die Aufmerksamkeit des Adels von dem Hauptzwecke dieser Versammlung abgezogen hatte, plötzlich der Erzbischof von Gniezno als Primas des Reiches den deutschen Kaiser Maximilian zum Könige ausrief (am 10. December 1575).

Die Landboten, oder mit anderem Worte, der Adel, war höchlich überrascht durch eine so rasche Entscheidung und schon im Begriff, dem Primas und Senate beizustimmen, als er zu nüchterner Besinnung kam. Er betrachtete Ungarn und Böhmen. Die beiden Nationen dieser Länder hatten auch den deutschen Kaiser zu ihrem König gewählt. Sie hatten sich ihre Freiheiten vorbehalten und die Unantastbarkeit derselben durch einen Schwur verbürgen lassen. Aber diese kaiserliche Bürgschaft war natürlich ein Nichts gewesen, da der Kaiser ein Fürst und die verbürgte Sache gegen seinen Vortheil war. Im Vertrauen

auf seine deutsche Macht hatte er die Freiheiten jener beiden Nationen vernichtet und diese waren seine Sclaven geworden.

„Wollen wir unsere Unabhängigkeit, unsere Rechte und unseren Stolz verlieren und Knechte werden, wie es die Böhmen und Ungarn geworden?" Das war die Frage, welche sich der Adel vorlegte und rasch zu beantworten wußte. Er stimmte lautest gegen die Wahl des deutschen Kaisers. Damit nun aber die Partei desselben an ihrer Vergrößerung gehindert werde, eilte er, eine Gegenwahl zu bewerkstelligen. Verschiedene fürstliche und nichtfürstliche (eingeborene) Personen wurden zur Beachtung gezogen.

Schon war der Adel in Begriff, sich in Parteien zu spalten, wodurch sicherlich der Kaiser Maximilian zu seinem Ziele gefördert worden wäre, da gedachte man, einen wie trefflichen König Polen dereinst gewonnen durch die Hand der jungen schönen Königin Jadwiga; und ferner gedachte man, daß man ja auf eine ganz gleiche Weise einen König zu gewinnen jetzt Gelegenheit habe. Der letzte Sprößling des jagiellonischen Königshauses, Anna, die jüngste Schwester Sigismund Augusts war noch unverheirathet und

befand sich im Reiche. Freilich war sie nicht jung und schön wie Jadwiga, allein die Königskrone auf ihrem Haupte ersetzte das, was ihrer Person an Anziehungskraft fehlte, und war ihr die Krone einmal aufgesetzt, so war ja auch dem Kaiser der Weg zum Throne verschlossen, denn er konnte nicht ihr Freier sein, da er Gatte war.

So wurde nun die einundfunfzigjährige Anna Jagiello vom gesammten Adel, dem sich alsbald auch mehre Senatoren anschlossen, zur Königin erwählt und als solche öffentlich bekannt gemacht durch einen Bischof, Namens Sieninski (14. December 1575).

Auch ein Freier war schnell für die alte Jungfrau gefunden, nämlich der von dem türkischen Gesandten vorgeschlagene Fürst von Siebenbürgen, Stephan Batory. Da die alte Braut sich keineswegs sträubte, sich an das Herz eines nimmer gesehenen Bräutigams zu legen, so wurde ohne den mindesten Vorzug eine Gesandtschaft an Stephan Batory nach Siebenbürgen geschickt. Dieselbe sollte dem Fürsten Kunde von seiner Erwählung geben, ihn einladen, auf das Schleunigste im Reiche zu erscheinen, vordem aber die Bedingungen, unter welchen er die Krone sammt der

Hand einer Schönen zu nehmen willens sei, zur Genehmigung vorlegen.

Denn wie sehr es auch den Adel drängte, so hatte er es doch nicht übergehen können, dem Throne wieder ein gutes Stück Macht abzuschneiden und für sich zu nehmen und das und jenes Opfer von der Person des Erwählten zu fordern. „Die Sitten und Gesetze des Reiches nicht zu ändern, die Kronschulden zu bezahlen, die von den Moskowiten besetzten Gegenden Lithauens und Lieflands auf eigne Kosten wieder an das Reich zu bringen, eine Schaar siebenbürgischer Krieger zum Heere zu stellen und auf eigene Kosten zu unterhalten, 200,000 Gulden zu Behuf der nächsten nothwendigen Kriege baar zu zahlen, die von den Tataren längst zu Sclaven gemachten Edelleute loszukaufen, die Privilegien des Adels weder direct noch indirect anzutasten, nichts ohne Befragung und Erlaubniß des Reichstags zu unternehmen und bei inneren Zwistigkeiten nie eine fremde Macht zu Hilfe zu rufen," das waren die sichtbar sehr flüchtig entworfenen Bedingungen, unter welchen dem Fürsten Stephan Batory die polnische Krone geschenkt werden sollte.

Wohl läßt sich erkennen, daß der Adel nicht aus unedler, sondern aus patriotischer Absicht die Gewalt der Könige so sehr beschränkte. Er meinte, die Allmacht eines Einzelnen gefährde das Reich, dagegen die Allmacht einer großen Gesammtheit, wie die seinige, sichere es. In solcher Meinung zog er aber die Uebermacht des Königs zu völliger Unmacht herab. Demungeachtet forderte er zum Gunsten des Reiches von dem Könige Dinge, welche Macht und Ansehen erheischten, und dieses Mißverhältniß mußte denselben nothwendig in eine Lage versetzen, in der er ohne Schuld der Gegenstand der Unzufriedenheit und die Zielscheibe eines unaufhörlichen rebellischen Krieges werden mußte.

Mit hoher Freude empfing Stephan Batory die Gesandtschaft und ging gern auf alle Bedingungen ein, denn trotz denen blieb die Königskrone noch immer ein schönes Geschenk.

Unterdessen aber hatten auch der Reichsprimas, Erzbischof zu Gniezno, und sein Anhang schnellstens eine Gesandtschaft an den Kaiser Maximilian mit der Einladung abgefertiget, sich zur Krönung in das Reich zu begeben.

Als der Adel das erfahren und wohl erwogen, daß die Ankunft beider Erwählten das Reich leicht zu einer Stätte des unheilvollsten Krieges machen könne, versammelte er sich schnellstens zu Andrziejów, rief nochmals Stephan Batory zum König und Anna Jagiello zur Königin aus, und erklärte feierlich Jeden für einen Vaterlandsverräther, der gegen diese rechtmäßige Wahl strebe.

Während nun der Kaiser Maximilian mit der polnischen Gesandtschaft gemächlich verhandelte und Zugeständnisse zu erlangen suchte, welche ihm den Weg zu einem eben solchen Spiele in Polen öffnen sollten, wie es seine Vorfahren in Ungarn und Böhmen getrieben, zog Stephan Batory, begletiet von 3000 Kriegern, in das Reich ein (am 22. April 1576). Jauchzend empfing ihn der Adel und schon am 1. Mai wurde er von dem Bischof von Kujawien, Namens Karakowski, sammt seiner süßen zweiundfunfzigjährigen Braut gekrönt, die er mit fürstlicher Ueberwindungskraft des anderen Tages heimführte. So war nun

Stephan Batory

König von Polen. Freilich war er als solcher noch nicht allseitig anerkannt. Der Erzbischof von Gniezno,

das Haupt der kaiserlichen Partei, hatte eben seine Anhänger zusammenberufen, und es war nicht anders zu denken, als dieser Haufe werde sich gegen den neuen König bewaffnen. Dieser aber, rasch entschlossen, den Polen zu zeigen, daß er auch um seines kriegerischen Talentes willen würdig sei, ihre Krone zu tragen, rückte mit seiner Kriegerschaar rasch auf den Versammlungsort der Kaiserlichen, Warschau, los. Da ergriff den Erzbischof eine gewaltige Angst, und in dieser wußte er nichts Anderes zu thun, als dem Könige entgegen zu kommen und ihm demüthigst zu huldigen.

Doch mit dem Erzbischof Uchanski war noch bei weitem nicht die ganze feindliche Partei gefallen. Zu ihr gehörten ganz Preußen und die befestigte Stadt Danzig, und diese bestanden unter der Einwirkung der Agenten des Kaisers hartnäckiger auf der Wahl desselben.

Den Beschluß, sich, wo es auch nöthig, die Anerkennung mit dem Schwerte zu verschaffen, hatte Stephan Batory einmal gefaßt; und Zaudern war nicht die Sache des energischen Mannes. Ohne Aufenthalt zog er nach Preußen; zur Ueberraschung und zum Schrecken

seiner Feinde langte er im Monat August in der Stadt Thorn an. Die kühne Entschlossenheit des Königs that ihre Wirkung. Die Preußen warfen schleunigst den deutschen Kaiser aus ihren Gedanken und sendeten eine Huldigungsdeputation vor den König Stephan (26. August).

Aber nicht so die muthigen Danziger. Wohl erschien auch von ihnen eine Deputation; doch war diese nicht gekommen, um so ohne Weiteres zu huldigen. Sie erklärte: wohl wolle die feste Stadt Danzig die Wahl des Fürsten von Siebenbürgen zum Könige von Polen gutheißen; jedoch nur unter der Bedingung, daß derselbe ihre alten Privilegien und Gesetze herstelle und die neu eingeführten drückenden und verletzenden Verordnungen aufhöbe."

Eine solche Anforderung stellten die polnischen Großen, die ihn umgaben, dem König als ungerecht und anmaßend dar und erbitterten ihn dadurch so, daß er sich sogleich entschloß, Danzig mit dem Schwerte zu unterwerfen.

Nachdem Stephan die nöthigen Vorbereitungen zu dem Kriegszuge getroffen, schickte er eine Schaar von einigen Tausenden unter der Führung des Kastel-

lans Johannes Zborowski vor die rebellische Stadt. Diese Schaar sollte die Danziger so lange hindern, neue Befestigungswerke aufzuführen, bis der König mit seinem Heere angelangt. Ehe dieses Letzte aber geschah, hatte die Kriegsmannschaft der Danziger bei einem Ausfalle eine starke Niederlage erlitten, so daß sich die Stadt nun unter billigeren Bedingungen bereit erklärte, den Huldigungseid zu leisten.

Allein das Anerbieten fand bei dem erbitterten Könige, der mit einem umfänglichen Heere sich bereits auf dem Wege befand, keine Aufnahme. Derselbe forderte unbedingte Unterwerfung.

Diese Härte kränkte die deutsche Stadt nicht wenig, und sie war entschlossen, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Sie warb schnellstens eine Schaar von Kriegern in Pommern und rüstete sich in jeder Hinsicht so gut, wie es nur bei der Wachsamkeit des Kastellans Zborowski möglich war.

Im Juni (1477) langte Stephan Batory mit seinem Heere vor Danzig an und begann sogleich ein gewaltiges Bombardement mit glühenden Steinkugeln von den Höhen herab, welche die Stadt überragen Wohl manches Haus fiel in Schutt und Asche; darum

aber dachten die Danziger noch bei weitem nicht daran, sich zu ergeben.

Da schritt der König zum Sturm. Doch derselbe war vergeblich. Siedendes Pech, Steine, Pfeile und Kugeln kamen wie ein Hagel von den hohen Mauern und Wällen herab und richteten ein furchtbares Blutbad in dem königlichen Heere an. Inzwischen war ein abgesonderter Theil desselben, welcher die Weichselmündung besetzt hielt, durch eine ausfallende Schaar der danziger Besatzmannschaft geschlagen und dermaßen zerstreut worden, daß sich nur wenige Leute davon wieder zum Hauptheere gesellen konnten.

Verzweifelnd an dem Erfolg einer ferneren Unternehmung, zog nun der König von der Stadt ab und mußte sich bequemen, den Huldigungseid derselben durch größere Zugeständnisse zu erkaufen (am 12. December 1577), als früher von ihm gefordert worden.

So mußte denn auch der edle Heldenkönig Stephan die alte Scene des Fatums des stolzen Selbstvertrauens darstellen, welche sich in der Weltgeschichte Millionen Mal wiederholt und in der älteren polnischen Geschichte

vorzugsweise von dem deutschen Kreuzritterorden dargestellt wird.

Jetzt, wo die Ruhe hergestellt war, warf der geistvolle, treffliche Monarch seinen klaren Blick über das weite Reich, das die Vorsehung in seine Hand gegeben hatte. Da gewahrte er die großen Gebrechen desselben und daneben so manches Uebel, was der flüchtige Augenblick gestiftet hatte. Den alten Krebsschaden konnte er nicht sogleich bis auf den Grund heilen, ohne sein Leben in Gefahr zu setzen, das erkannte er wohl. So that er denn jetzt nur als Grundlage oder Einleitung des Größeren, was er sich in seinem Inneren vorbehielt, das Geringere: er ordnete zwei hohe Gerichte an, welche über den Adel Recht sprechen und ihn ein wenig zügeln sollten.

Gegen die Uebel aber, welche der flüchtige Augenblick gestiftet, kämpfte er sogleich mit seiner vollen Macht. Das schlimmste davon befand sich im Norden des Reiches, in Lithauen und Liefland. In diesen Ländern hatte sich der alte Feind Polens, der Czar der Moskowiten, wieder anders als gastlich niedergelassen. Er hatte gemeint, die Verwirrung, welche die polnische Königswahl verursachte, benutzen zu

dürfen zur Stillung seiner Habsucht. Halb Lithauen hatte er besetzt, und in Liefland war kein Räumlein, wo die Moskowiten nicht Herren waren.

Den barbarischen Czaren so zu demüthigen, daß es ihm nimmer wieder einfiele, nach polnischem Grund und Boden zu verlangen, war des Königs heißester Wunsch. Er schloß Freundschaftsbündnisse mit mehren deutschen Fürsten, und damit es den Moskowiten nicht gelänge, seine Kraft durch die Tataren zu brechen, welche sich bereits gewöhnt hatten, keine Aufforderung zum Einfall in die polnischen Lande umsonst thun zu lassen, organisirte er die Kosaken.

Unter Sigismund I. waren nämlich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts etliche tausend Krieger auf die Inseln des Dnieprflusses geschickt worden, um das Reich vor den Einfällen der Tataren und Wallachen zu sichern. Diese Krieger hatten sich heimathlich niedergelassen. Grund und Boden war ihr Eigenthum, der Kampf gegen Tataren, Türken, Wallachen und andere Feinde Polens ihre Pflicht. Das war der Ursprung der Kosaken. Den Namen Kosaken erhielten sie von ihrer Waffe, der Kriegssense, welche polnisch Kosa heißt; saporogische Kosaken wurde dieser

Grundstamm des Kosakenvolkes nach den Dnieprinseln genannt, welche Porogen heißen.

Die Freiheit, in welcher diese Krieger lebten, hatte ihre Zahl sehr schnell auf das Hundertfache gebracht. Tausende von Polen waren nach den Dnieprinseln gezogen und selbst Schaaren von Tataren hatten sich in das seltsame Kriegsvolk aufnehmen lassen. Bald war der Raum, den die Inseln gewährten, zu klein geworden, und das neue Volk hatte auf beiden Ufern des Flusses große Gebiete in Besitz genommen. Hunderte von Städtchen und Dörfern hatte es sich erbaut. Aber mit dem Steigen seiner Größe und seines Wohlbefindens hatte es bald seiner Pflicht, seines Zweckes vergessen, und jetzt zur Zeit König Stephans benutzte es seine Zeit zu nichts Anderem als zu Jagd und Räubereien.

Ehe also der König den Krieg mit den Moskowiten begann, bestätigte er die Kosaken in ihren alten Rechten und Freiheiten, bauete ihnen eine Hauptstadt, Namens Baturin, und gab ihnen ein Oberhaupt (Hetmann) durch ihre eigne Wahl; dagegen aber verpflichteten sie sich nicht allein, stets kriegsgerüstet gegen die Tataren zu stehen, sondern auch auf sein Verlangen 6,000 Reiter zum polnischen Heere zu stellen.

Nachdem er das Reich so vor den Tataren gesichert, zog er mit einem Heere von 30,000 Kriegern gegen die Moskowiten (1579). Den Fürsten Nikolaus Radziwill hatte er mit dem lithauischen Heere bereits den Kampf beginnen lassen, und dieser hatte die Moskowiten an mehren Orten geschlagen, so daß sie sich, um Kraft zu gewinnen, in dem von ihnen stark befestigten Polozk vereinigen mußten. Dahin nahm nun der König seine Richtung. Nach einer neunzehntägigen Belagerung und einem furchtbaren Sturme fiel am 30. August 1579 die Stadt in die Hände der Polen zurück.

Die Beute war nicht groß, denn die Moskowiten hatten den größten Theil ihres Eigenthums in Sicherheit gebracht; doch enthielt sie eine große Kostbarkeit, nämlich eine reiche Bibliothek. Und diese gab dem Könige Stephan Anlaß, in Wilno, der lithauischen Hauptstadt, dem Reiche eine zweite Universität zu stiften.

Rüstig schritt er in seinem Kriegswerke vorwärts, und bald war die ganze Wojewodschaft Polozk, der Hauptstützpunct der Moskowiten, erobert. Da meinte der Czar Iwan Wasilewicz, es sei wohl das Beste,

Frieden zu schließen. Der König war bereit, auf den Antrag einzugehen, doch neue Wendungen gewisser Verhältnisse gaben dem Czaren neue Hoffnung, und derselbe verzögerte so sehr als möglich den Abschluß der Verhandlungen. Da trug es sich zu, daß Gesandte des heiligen Stuhles zu Rom vor dem König Stephan erschienen und ihm einen geweiheten Hut uud Säbel überreichten. Der Papst wollte den König zum Krieg mit den Moskowiten, deren Untergang er, da sie der ketzerischen griechischen Kirche anhingen, all zu gern gesehen hätte, noch mehr anfeuern. Es gelang ihm. Wie wenig auch König Stephan Fanatiker war, so reizten ihn doch der geweihete Hut und Säbel. Zu seinem Unglück hatte der moskowitische Czar die Friedensunterhandlungen verzögert. Gewaltiger als das erste Mal, erhob jetzt der König von Polen den Krieg. Er theilte das Heer in drei Theile. Er selbst, der Lithauer Nicolaus Radziwill und der Pole Johann Zamoyski waren die Anführer. Während Radziwill in Liefland angriff, thaten dasselbe der König und Zamoyski in Lithauen. Rasch nach einander wurden die Festungen erstürmt und die Städte eingenommen. All' ihre Eroberungen verloren die Moskowiten, und

die Polen standen auf der Grenze des Czarenreiches, im Begriff dieselbe zu überschreiten, als der Winter eintrat und sie daran hinderte. Das neue Frühjahr aber (1581) ließ das Unvollbrachte vollbringen. Smolensk wurde erstürmt, Hunderte von Städten und Dörfern wurden besetzt, von Tage zu Tage vergrößerte sich das eroberte Gebiet, und der siegreiche Polenkönig rückte rasch der Stadt Moskau entgegen.

Die Furcht, am Ende gar sein Erbreich zu verlieren, brachte den Czaren Iwan zu dem fürstlichen Begriffe, daß da, wo die Ritterlichkeit ihre Rolle nicht weiter spielen könne, der Betrug auftreten müsse. Der Papst zu Rom, meinte er, habe ihm durch jenen Hut und Säbel dieses Unheil bereitet, und so müsse derselbe wohl auch das Rettungsmittel in seinen Händen haben. Er sendete fluchs nach Rom, ließ den Papst, Gregor XIII. dringend bitten, bei dem gewaltigen Polenkönige den Frieden zu vermitteln, und versprach für solchen hochwerthen Dienst, alsbald mit seinem ganzen Volke zur römischen Kirche überzutreten.

Ein solches Versprechen hatte natürlich beim heiligen große Wirkung. Hocherfreut über die bevorstehende Vergrößerung des Reichs der Gläubigen, sendete der

Papst einen Jesuiten, Namens Possewein (Possevinus) an den siegreichen Polenkönig, und dieser schlaue und gewandte Mann vermittelte in kürzester Zeit den Frieden. Derselbe wurde am 15. Januar 1582 geschlossen. Stephan gab die in Moskowien eroberten Gebiete an den Czaren zurück, dieser dagegen verzichtete für immer auf seine früheren Eroberungen in Lithauen und Liefland.

Der König Stephan von Polen und der Czar von Moskau waren nun am Ziele ihrer Wünsche; aber nicht der heilige Vater zu Rom und der Jesuit, sein Gesandter. Beide waren gar übel betrogen, denn der Czar reichte dem Jesuiten nicht bloß die versprochenen Geschenke nicht, sondern gestattete ihm auch nicht, sich in seinem Reiche niederzulassen. In gleicher Weise fiel es ihn keineswegs ein, mit seinem Volke zur römischen Kirche überzutreten.

Dieser Betrug erbitterte natürlich den heiligen Vater sehr; um nun seinem Blute Ruhe zu schaffen, forderte er unter den lockendsten Anerbietungen den König Stephan auf, das ketzerische Moskowitenreich auf's Neue mit Krieg zu überziehen, es für sich zu

erobern und die alleinseligmachende Kirche gewaltsam in demselben aufzubauen.

Die Eroberung Moskowiens lag im Wunsche des Königs. Schon rüstete sich derselbe zu der großen Unternehmung. Siehe, da betrog, nicht der Czar, sondern der allwaltende Todesengel den heiligen Vater; der König Stephan starb (am 12 Decbr. 1586), und die Unterjochung und Bekehrung der Moskowiten mußte unterbleiben.

Die Wünsche des Jesuiten Possewein hatten sich aber doch wenigstens gewissermaßen erfüllt. Der König Stephan, der den Jesuitenorden nicht anders kannte als eine Gesellschaft der hochgelehrtesten Leute, hatte Possewein den Aufenthalt im polnischen Reiche gestattet, und ihm sogar die Leitung der jungen Universität Wilno und des gesammten Schulwesens in Lithauen übertragen. Durch denselben gewann die Gesellschaft Jesu sehr bald Eingang und Macht im polnischen Reiche.

So hatte nun auch Stephan Batory, dieser König, der es wohl am ersten vermocht hätte, den alten Krebsschaden des polnischen Staates nicht geheilt. Wohl hatte er in den letzten friedlichen Jahren seiner Regierung

darauf hingearbeitet, das Wahlrecht aufzuheben und Polen als ein Erbreich an seine Familie zu fesseln, und wohl hätten ihm schon damals die Gewalt und Achtung, welche er beim Adel gewonnen hatte, sein Werk gelingen lassen, hätte nicht ein Act seiner Gerechtigkeit ihn in den letzten Jahren seiner Regierung zu einem Gegenstande des Hasses bei einer starken Partei des Adels gemacht.

Es war nämlich jener verbannte Mörder des Senators Wapowski, Samuel Zborowski, ohne Erlaubniß in das Reich zurückgekehrt. Derselbe hatte dem Umstande vertrauet, daß seine Familie viel zur Wahl des Königs Stephan beigetragen hatte. Demungeachtet war er vom Könige aufgefordert worden, augenblicklich sich über die Grenze zu begeben. Derselbe hatte aber dem Befehle nicht nur nicht Folge geleistet, sondern sogar in Gemeinschaft mit zweien seiner Brüder sich gegen den König verschworen. Da hatte dieser ihn enthaupten und über seine Brüder das Verbannungsurtel sprechen lassen.

Wie unter Heinrich von Valois den gesammten Adel die Schonung Zborowski's erbittert hatte, so erbitterte jetzt einen großen Theil desselben die gerechte

Opferung desselben und seiner Brüder. Das war die Ursache, daß der König Stephan sein Vorhaben, das Gebrechen des polnischeu Staates zu heilen, nicht ausführen konnte. Er berief einen Reichstag nach dem anderen (in den Jahren 1583, 84 und 85), doch ein jeder wurde durch seine Feinde, die zborowskische Partei, zerrissen, und nicht ohne allen Grund mag geglaubt werden, daß der herrliche Heldenkönig durch Wirkung von dieser Partei ihm beigebrachten Giftes sein Leben verloren habe.

Leider wirkte die gerechte Verurtheilung jener adligen Uebelthäter noch weiter hin. Einer jener beiden verbannter Zborowski hatte in Mähren ein Asyl gefunden und war auf König Stephans Verlangen nicht ausgeliefert worden. Dafür wollten die Zborowski Polen an das deutsche Kaiserhaus bringen, unter welchem sie zu neuem Ansehen empor zu steigen hofften. Sobald denn der König Stephan gestorben, erschienen jene verbannten Uebelthäter im Reiche, bildeten eine starke Partei, warben mit dem Gelde, welches ihnen der deutsche Kaiser heimlich zufließen ließ, ein an zwanzigtausend Mann starkes Heer und riefen, auf diese Macht pochend, und auf die Gewalt ihrer adligen Anhänger

beim Reichstage rechnend, den Erzherzog Maximilian zum Könige aus.

Doch schnell bildeten sich mehre Gegenparteien. Die eine, an deren Spitze der Krongroßfeldherr Zamoyski stand, und welche den Sohn des Königs Stephan auf den Thron heben wollte, kam gegen die zborowskische nicht zu Kraft und vereinigte sich mit der, welche von der Königin Anna, der Wittwe Stephans, zu Gunsten des jungen Prinzen Sigismund von Schweden, ihres Neffen, gebildet wurde. Gegen diese und die zborowskische trat eine dritte auf, welche aus den Lithauern bestand, und, um dem Großherzogthum einen neuen dauerhaften Frieden zu verschaffen, den neuen Czaren von Moskau, Teodor Wasilewicz, zum Könige machen wollte.

Einer jener wilden Reichstage, welche den polnischen Reichstag zum Sprichwort gemacht haben, trat in's Leben. Die Parteiwuth durchbrach alle Schranken der Ordnung. Da kam kein Redner zu Worte. Eine Partei überschrie die andere, und als die Stimmen keinen Sieg schaffen konnten, da griffen die adligen Herren zu den Säbeln, um sich gegenseitig ihre Meinungen einzuhauen. Und noch viel übler würde das

Schauspiel geworden sein, hätte nicht ein Senatbefehl geboten, alles bewaffnete Kriegsvolk vom Wahlfelde zu entfernen, so daß sowohl die Zborowski, als der Großkronfeldherr Zamoyski von ihren Schaaren nicht Gebrauch machen konnten.

Mitten im wildesten Gewühl, rief am 19. August 1587 der Primas des Reiches, Erzbischof von Gniezno, den schwedischen Prinzen Sigismund zum Könige aus. Sogleich that dasselbe die zborowskische Partei mit dem Erzherzog Maximilian. Da verließen, gegen diese Wahlen protestirend, die lithauischen Landboten das Wahlfeld. Doch Einer war geblieben, welcher Lithauen repräsentirte und sich für Maximilian entschied. Beide Partheien schickten Gesandte an die von ihnen erwählten Fürsten, und eine jede raffte nun ihr Kriegsvolk zusammen, um ihre Wahl zu beschützen. Der Kronfeldherr Zamoyski besetzte die Stadt Krakau, um dem schwedischen Prinzen, der bereits (am 7. October) in Danzig gelandet war, den Einzug und die Krönung möglich zu machen. Die zborowskischen Schaaren setzten sich aber in den Vorstädten Krakau's fest und der Erzherzog Maximilian erschien gar bald mit 8500 deutschen Kriegern, welche sich mit den zborows-

kischen vereinigten. Da brach der Kampf los. Vor der alten Stadt der Könige zerfleischten sich die Söhne des Vaterlandes um einen Fremdling, um einen König. Das war die verzehrende Eiterung des Krebsschadens des Reiches, das war die Blüthe der Macht und Freiheit des Adels, der Hochpunct des Wahlrechtes.

Zum Glück währte der Kampf nicht lange. Das kriegerische Talent des lorbeerbekränzten alten Helden Zamoyski entschied. Der Erzherzog wurde geschlagen und über die Grenze gejagt (am 25. November), und als ein verdienstloser Triumpfator hielt wenige Tage danach (9 December) der schwedische Prinz seinen Einzug in Krakau, wo er am 27. December die Krone erhielt.

Sigismund III,

ein Enkel Sigismund I. Jagiello's, wegen des polnischen Thrones in der katholischen Religion erzogen, trat nun seine lange und für das polnische Reich übel bedeutungsvolle Regierung an.

Noch immer machte der Erzherzog von Oesterreich mit bewaffneter Hand Ansprüche auf den polnischen Thron. Doch bald sicherte der Großkronfeldherr für immer dem Könige Sigismund den hohen Stuhl.

Er nahm den Erzherzog bei der Belagerung von Bitschen in Schlesien gefangen, und derselbe wurde nicht eher wieder in Freiheit gesetzt, als der deutsche Kaiser Sigismund als König von Polen anerkannt hatte (am 9. März 1589).

Bald genug gewahrten die Polen, daß sie in der Person Sigismunds III. nicht den König gewonnen, den sie sich gewünscht. Seine Erziehung in dem Bereiche eines selbstmächtigen Thrones, nämlich seines väterlichen, hatte ihn an Willkür gewöhnt und ihm einen Stolz gegeben, der durch seine Geistesschwäche doppelt verletzend wurde. Wie seine willkürlichen, zum Theil treulosen Handlungen den stolzen Adel kränkten, und sein nirgends als in dem gegenwärtigen Polen so unziemlicher und gefährlicher Stolz die nächste Umgebung des Thrones, die hohen Kronbeamteten, beleidigte, so erfüllte die Verstecktheit seiner Entwürfe, zumal dieselben fast stets die verderblichen Geisteskinder seiner treuen Freunde, der Jesuiten, waren, beide Parteien, nämlich den Adel und die Kronbeamteten, mit Mißtrauen.

So entstand schon in den ersten Jahren von Sigismunds Regierung eine Mißstimmung, welche dem

königlichen Ansehen mit Verderben drohete. Um Vieles verstärkt wurde diese durch die eigenmächtige Vermählung des Königs mit der Prinzessin Anna von Oesterreich, zu welcher ihm sein Beichtvater, ein Jesuit, Namens Peter Skarga, genöthigt hatte, um das Lutherthum in Schweden desto gewisser bekämpfen und vernichten zu können, wenn Sigismund zum Besitz dieses seines Erbreiches gelangt wäre. Der Fanatismus des Königs und seiner Jesuiten füllten bald, indem sie die Zerstörung der protestandischen Kirchen in Krakau einerseits anregten, andererseits gestatteten, das Maaß bis zum Ueberschwellen. Ein stürmischer Reichstag überschüttete den König auf das Rücksichtsloseste mit einem Strome von Vorwürfen, und schon war der Adel daran, ihm seine Gewalt zu zeigen, als der angsterfüllte König sich bequemte, seine Sünden einzugestehen, um Verzeihung zu bitten und anzugeloben, künftig besser seines auf die pacta conventa geleisteten Eides zu gedenken.

Dieser Act, der das königliche Ansehen auf das Tiefste erniedrigte, beschwor für den Augenblick den Sturm, der in Ausbruch war. Der Tod des Königs von Schweden, des Vaters Sigismunds, (25. November 1592),

trug, indem er die Aufmerksamkeit auf sich zog, noch mehr zu Beruhigung der entflammten Gemüther bei.

Sobald Sigismund vom Tode seines Vaters, Johann III., Kunde erhalten, eilte er noch Schweden, sein Erbreich in Besitz zu nehmen. Doch es kostete ihm nicht wenig Mühe, die Krone seines Vaterlandes auf sein Haupt zu bekommen. Die Schweden hatten die Probestücke seines katholischen Fanatismus, seiner Characterschwäche und Gemüthsverkehrtheit erfahren und fürchteten von ihm eben so Schlimmes für ihre staatlichen Einrichtungen, als ihren lutherischen Glauben. Ein großer Theil derselben erklärte sich laut gegen ihn. Doch war die Zahl seiner Ergebenen immer noch groß. Um Vieles kleiner aber wurde sie, da der König verlangte, daß er von einem katholischen Priester gekrönt werde; und noch mehr verkleinerte sie sich, als er, um die Mißvergnügten an Demonstrationen zu hindern, eine polnische Kriegsmannschaft nach Schweden kommen ließ.

Doch konnte Waffengewalt hier nichts wirken, wo die feindliche Gesinnung immer allgemeiner wurde, und der für den König gefährliche Strom das Volk mehr und mehr in sich zog. Da bequemte sich Sigismund,

sich der Verfassung gemäß von dem lutherischen Erzbischof von Upsala krönen zu lassen. Wähnend, er habe nun all' die Abgefallenen, welche sich um seinen Onkel, den Herzog Karl von Südermannland, einen unverbrüchlichen Lutheraner, geschaart hatten, wiedergewonnen, kehrte er vergnügt nach Polen zurück (im August 1594).

Daselbst war man eben beschäftigt mit den Angelegenheiten der unirten Kirche, welche sich durch Verschmelzung der Begriffe und Gebräuche der römischen und griechischen Kirche schon unter Stephan Batory in Lithauen und einer Wojewodschaft des Königreichs gebildet hatte. Und hierbei zeigte sich schon Sigismund so als katholischer Fanatiker und blindes Werkzeug der Jesuiten, daß der Widerwille der Schweden gegen ihn sich auch dem letzten Reste seines Anhangs mittheilte. Bescheidener in ihren Wünschen als die freien, selbstherrschenden Polen, begehrten die Schweden (1598), daß Sigismund ihnen seinen ältesten Prinzen, ihren Thronfolger, sende, damit er in der lutherischen Religion erzogen wurde. Daß aber weigerte sich Sigismund. Da erklärten die Schweden ihren Thron für erledigt, und wählten Sigismunds Ohm, den Herzog

Karl von Südermannland, zu ihrem Könige (1604), der bereits mit einem Heere in Lief- und Esthland stand, welches letzte Sigismund in dem Augenblicke, da er sein Erbreich verloren gehen sah, den pactis conventis gemäß dem polnischen Reiche zutheilte. Natürlich wollte Polen dieses Land nun auch besitzen. Allein der neue König von Schweden war eben so wenig bereit, dasselbe von seinen Staaten losreißen zu lassen, als seine Krone an Sigismund, den nach dem Erbrecht rechtmäßigen Besitzer desselben, abzugeben.

So mußte es denn zu einem Kriege zwischen Polen und Schweden kommen. Der Schauplatz desselben waren im Beginn Liefland und Esthland. Die trefflichsten polnischen Helden, Johannes Zamoyski und Karl Chodkiewicz, führten die Schaaren an, und von ihnen hätte sich Großes erwarten lassen, hätte die Unzufriedenheit des Adels mit dem Könige nicht ihre Schritte gehemmt. Jemehr der König Sigismund zeigte, daß es ihm mehr um die Wiedererlangung seiner schwedischen Krone zu thun sei, als darum, Esthland an Polen zu bringen, um so mehr betrachtete der Adel den Krieg mit Lithauen als eine persönliche Angelegenheit des Königs, und um so weniger war

er bereit, das polnische Reich Opfer bringen zu lassen, und zu einem glücklichen Ausgange des Krieges beizutragen. Es fehlte dem Könige an genügender Mannschaft; da waren aber nur wenige Edelleute, welche Lust hatten für Sigismund aufzusitzen. Es fehlte dem Könige an Geld, die Schaaren, welche einmal für ihn ausgezogen waren, zu besolden, und nur mit Mühe erlangte er vom Reichstage ungenügende Summen.

Unter solchem Verhältniß wurde es den Schweden leicht, Lieflands und Esthlands immer mehr Herr zu werden. Wie nun auch der Adel selbst die Schuld trug, so brachte ihn doch der üble Gang des Krieges nimmer mehr gegen den König auf. Es war dies einer von den Widersprüchen mit denen das Fatum im Leben sein lustiges Spiel treibt.

Wie übel auch die Lage, in welcher sich der König befand, so entfremdete sie ihm doch die Gefühle der Liebe nicht. Seine erste Gattin war 1598 gestorben. Jetzt beschloß er, sich mit der Schwester derselben, der jungen Prinzessin Constantia, zu vermählen. Schon seine erste eigenwillige Verbindung mit dem österreichischen Hause hatte den Adel erbittert; diese zweite aber

die er am 11. December 1605 schloß, that es noch viel mehr, und trieb die Unzufriedenheit auf den höchsten Grad. Ein öffentlich gewordener Entwurf des Königs, seinem Sohne den polnischen Thron zu sichern, gesellte sich noch zu der Menge von Verletzungen der pacta conventa, die ihm vorgeworfen wurden.

Der Senat sah das Ungewitter nahen, und um es abzulenken, wendete er sich an den König Sigismund mit der Bitte, seine unziemliche Weise zu ändern und seine der Verfassung widerstrebenden Pläne aufzugeben. Allein zu stolz war der schwachgeistige König, jetzt nachzugeben, wo es ohne Demuthigung geschehen konnte. Anstatt die unzähligen Fremdlinge (Deutsche und Schweden), welche außer drei Polen einzig und allein seine Umgebung bildeten, von sich zu entfernen, gab er ihnen nun doppelt große Beweise seiner Gunst; anstatt selbst polnische Sitte und Tracht anzunehmen, nöthigte er selbst seinen Sohn, (sogar durch körperliche Züchtigung) sich derselben zu enthalten; anstatt laute Beweise zu ertheilen, daß er nicht danach trachte, die Freiheit des Wahlrechtes zu beeinträchtigen, ließ er jetzt erst recht sehen, daß es in seinem Plane liege, seinem Sohne die Nachfolge zu sichern; anstatt von

seinem tollen Glaubenseifer abzustehen, gab er jetzt die lautesten Beweise, daß ihm Alles daran liege, die Protestanten zu verfolgen und zu unterdrücken; genug, er höhnte noch den Anforderungen des Volkes.

Da brach der Sturm los. Ein Edelmann, welcher vom Könige beleidiget worden, Namens Zebrzydowski, forderte den Adel Kleinpolens, der auf dem Landtage eben versammelt war, auf, den König entweder zum Bekenntniß seines Unrechts und der tiefsten öffentlichen Demüthigung oder zur Niederlegung der Krone zu nöthigen. Die Versammlung der Conföderirten vergrößerte sich durch Beitritt des Adels der anderen Theile des Reiches mit Riesenschnelle, und als die Lithauer unter der Führung des Fürsten Johanns Radziwill beitraten, zählte sie nicht weniger als 100,000 Köpfe.

Als der König, der sich eben auf dem Reichstage in Warschau befand, Kunde erhalten von dem ungeheueren Umfange dieser Conförderation, sendete er eiligt den Jesuiten Peter Skarga an die Häupter derselben, um sie zum friedlichen Auseinandergehen zu bewegen. Doch sein Begehr wurde nicht erhört. Man fertigte eine Gesandtschaft an ihn ab und ließ

durch diese von ihm ein öffentliches Bekenntniß seines Unrechts, ein öffentliches Versprechen, ferner gewissenhafter zu handeln, und eine öffentliche Bitte um Verzeihung fordern. Der angsterfüllte König bekannte darauf seine Fehltritte, doch suchte er durch die Form seiner Darstellung der tiefen Demüthigung sowohl als der Aufgebung seiner einmal entworfenen Pläne zu entgehen, und befriedigte somit keinesweges den erbitterten Adel. Dieser forderte nun, daß er persönlich vor der Conföderation erscheine, den vollkommensten Aufschluß über seine Handlungen gebe und genügendere Abbitte thue, und erklärte, daß er im Fall der Weigerung seine Entsetzung zu gewärtigen habe.

Da gerieth der characterschwache Sigismund, aufgereizt durch seine Jesuiten und einige ihm ergebene Senatoren, in Harnisch, und beschloß, mit den Waffen dem conföderirten Adel zu antworten. Er sammelte alle seine Kriegerschaaren, die er noch im Königreiche hatte. 10,000 Mann zählten sie. Mit diesen zog er seinem Feinde entgegen. Die Gewandtheit seiner Truppenanführer, Gebrüder Potoski, verschaffte ihm den Sieg. Das Heer der Conföderation mußte flüchten, und so kam es zu einem Vertrage zwischen dem

Könige und seinen Unterthanen, der in der Weltgeschichte eben so seltsam ist als die polnische Staatseinrichtung überhaupt.

Doch genügte der Vertrag sehr bald dem Adel nicht mehr. Daß er besiegt worden, und der König sich nicht hatte so tief demüthigen müssen, als er verlangt, kränkte und reizte ihn zur Erneuung der Conföderation, bei welcher er nun den Thron für erledigt und den Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Batory, zum König erklärte.

Um glücklich aus diesem Bedrängniß zu gelangen, wendete sich Sigismund an seinen als Krieger hochgeachteten Feldherrn Karl Chodkiewicz, der eben in Liefland mit den Schweden im Kampfe lag, und dieser mußte nun den fremden Feinden das Reich preisgeben, um gegen die einheimischen, oder vielmehr die des Königs zu ziehen.

Selbst polnischer Edelmann und selbst mit dem Könige nicht wohl zufrieden, pflückte sich der Held auf diesem Kampfplatze nur ungern einen Lorbeerzweig. Doch er that es. Die Conföderirten wurden geschlagen (bei Warka 1607). Der König war wiederum Sieger, doch wie früher, durfte er auch jetzt den geschlagenen

Adel, der ja der eigentliche Herr des Reiches war, nicht wie ein Sieger behandeln, ja vielmehr mußte ihm Zugeständnisse machen und sich vor ihm tief genug beugen.

Das war die erste Conföderation, in welcher der Adel unter dem Schutze des Gesetzes das Schwert gegen den Thron richtete. Und da ihm diese Art mit dem Könige zu verhandeln, diese Oberherrschaft, wohlgefiel, indem sie einerseits seinem Stolze huldigte, andererseits die sicherste Bürgschaft für die Dauer des Reiches ihm zu sein schien, so erneuete er auf dem Reichstage 1609 das schützende Gesetz, indem er ausdrücklich erklärte, es sei erlaubt, der Krone, wenn sie ihre Befugniß überschreite, mit blanker Waffe entgegenzutreten. Damit nun aber die Krone dem Adel nicht in gleicher Weise entgegentreten könne, ging man, hauptsächlich durch die Siege des Königs veranlaßt, in späterer Zeit (1646) noch weiter: man verordnete, daß der König ferner kein Kriegsheer, sondern nur eine Leibgarde als Schmuckgegenstand solle halten dürfen.

So wurde, und zum Theil in bester Meinung für das Reich, die Krone aller Macht beraubt. Gleich-

wohl wurden ihr immer mehr Pflichten, welche Macht erforderten, angesonnen und sie so in das gefährlichste Mißverhältniß zu sich selbst und dem Volke gesetzt. Man legte dem Könige Fesseln an und suchte denselben dem Reiche entbehrlich zu machen; gleichwohl hielt man, wie jede Wahl bewies, den König für ein unentbehrliches Ding. Der Adel trachtete stets eifrigst danach, einen König zu gewinnen, doch wußte er, daß er an ihm nur einen Feind gewinne, der Erschütterungen des Reiches veranlasse. Schon diese erste bewaffnete Conföderation zeigte klar, daß eine oder die andere herrschende Macht weichen müsse, daß bei der gegenwärtigen Stellung des Adels ein König vollkommen überflüssig und entbehrlich sei, und daß unter den bestehenden Verhältnissen das Reich seinem Ruin entgegengehe. Doch noch manche Conföderation bewies dasselbe, und nimmer kam man zu der Erkenntniß, daß ein Reich auch ohne und zwar das polnische nur ohne einen König bestehen könne. Erst in der neuesten Zeit, als sein Vaterland bereits untergegangen war, mußte der Pole an den nordamerikanischen Freistaaten erkennen lernen, welche Staatsverfassung er aus seiner Adelsrepublik hätte bilden müssen,

um sie und das Reich vor dem Schicksale zu bewahren, welches sie getroffen.

Nachdem der Feldherr Chodkiewicz aus Liefland abberufen worden, hatten die Schweden die glücklichsten Fortschritte gemacht, und diese hatten den Czar von Moskau, Borys Gudenow, der sich durch Ermordung des letzten Prinzen Iwans, Namens Demetrius, auf den Thron geschwungen, verleitet, die schwedischen Unternehmungen zu begünstigen. Hiervon kam die Kunde bald nach Polen. Der König Sigismund sehnte sich eben so danach, Rache an dem vertragsbrüchigen Czaren zu nehmen, als Moskowien durch seine Jesuiten zur alleinseligmachenden Kirche zu bekehren. Er beschloß mit Genehmigung des Reichstags den Krieg gegen Moskau (1609). Damit dieser aber glücklich ende, machte er Frieden mit Schweden für eine bestimmte Zeit.

Der Krieg begann von Seiten Polens in indirecter Weise, indem nämlich Sigismund, den moskowitischen Mönch, Gregor Otrepiew, der sich als den fälschlich ermordet gewähnten Sohn Iwans Demetrius, offenbarte, in seinem Ringen nach dem natürlichen Throne unterstützte. Nach der Ermordung dieses Demetrius

durch den moskowitischen Fürsten Schuiskoi trat ein neuer Demetrius auf, der sich unter dem Vorgeben, dem Blutbade wunderbarer Weise entgangen zu sein, für den ermordeten ausgab. Auch diesen Betrüger unterstützte der König Sigismund, da doch sein Zweck nur war, Moskau entweder für sich selbst, oder doch die zur Bekehrung desselben nöthige Macht darin zu gewinnen. Des falschen Demetrius Anhang wuchs sehr bald zu einer ungeheueren Größe, und sein Kampf mit Schuiskoi um den Thron wurde so gewaltig, daß er das alte Czarenreich bis in seine Grundfesten erschütterte. Da erhoben sich gar noch mehr Demetrius, die sich betrügerisch für Dasselbe ausgaben wie Jener, und gleichfalls die Waffen ergriffen, um dem Schuiskoi den Czarenthron abzuringen und sich gegenseitig denselben streitig zu machen. Die Verwirrung wurde grenzenlos und unter Strömen Blutes fast beispiellos gräßlich.

In solcher Lage befand sich eben Moskowien, als Polen sein Kriegsherr gegen dasselbe ausziehen ließ. Dasselbe rückte durch Lithauen vor Smolensk, um diese Feste zu nehmen, die der weiteren Operation die beste Grundlage geben konnte. Der Czar Wasil

Schuiskoi sendete schleunigst seinen Bruder, den Demetrius Schuiskoi, gegen die Polen. Doch ehe er vor das belagerte Smolensk gelangte, traf er auf ein zweites polnisches Heer, welches von dem Feldherrn Zolkiewski geführt wurde. Es kam zu einer blutigen Schlacht (am **10.** Juli **1610**), in welcher die Polen ihre alte Lorbeerkrone bereicherten. Die moskowitischen Schaaren, bis zur Hälfte zusammengeschmolzen, ergriffen die Flucht.

Jetzt stand den Polen der Weg in die Hauptstadt des Czarenreichs, Moskau, offen, und sie zogen ihn unter Zolkiewski rasch, während sie unter Sigismund Smolensk bestürmten. Moskowien hatte keine Macht mehr, welche es den siegreichen Polen entgegenstellen konnte, denn die Parteikämpfe, welche die falschen Demetrius veranlaßt, hatten dieselbe aufgezehrt. Der gänzliche Untergang stand ihm bevor, und um es vor diesem zu bewahren, ersahen die Moskowiten jetzt kein anderes Mittel, als ihren Czaren und dessen Bruder an den polnischen König auszuliefern. Und dies thaten sie; ja Furcht vor dem Aufstehen neuer falscher Demetrius und der Wiederkehr der alten blutigen Verwirrungen veranlaßte sie zu noch Größerem.

Sie sendeten Boten an den König Sigismund mit der Kunde, daß sie gesonnen seien, seinen Sohn auf den Thron ihres Reiches zu setzen.

So war Polen eine Gelegenheit geboten, ehrenvollster und leichtester Weise eine Größe und Macht zu gewinnen, wie es sie nimmer besessen, denn daß der polnische Adel nach Sigismunds Tode dessen Sohn zum Könige gewählt haben würde, wenn er Czar war, ist als eine Gewißheit zu betrachten.

Allein der selbstsüchtige fanatische König Sigismund und seine Jesuiten verhinderten jetzt die Verbindung beider Reiche, damit sie zwei Jahrhunderte später in ganz anderer Weise stattfände. Die Jesuiten hatten ihm die Strenggläubigkeit seines Sohnes verdächtigt, und da ihm nun zweifelhaft war, ob derselbe wohl als Czar seine ketzerischen Unterthanen bekehren werde, so wollte er lieber selbst Czar sein. Da er nun als Sieger in Moskowien stand, so meinte er seinem Stolze und seiner am Throne seines Vaters eingesogenen Sucht, den unbeschränkten Gebieter zu spielen, ein Fest geben und ohne Bitte und Umschweife zum Ziele seines Wunsches gelangen zu können. Er forderte denn, daß Moskau, statt seinen Sohn zu seinem

Czaren zu wählen, sich ihm selbst als seinem Herren unterwerfe, und damit es auch erkenne, daß er solche Forderung zu thun Recht und Macht habe, ließ er die moskowitischen Gesandten in den Kerker werfen.

Ueber diesen schändlichen Undank ergrimmte das moskowitische Volk. Es erklärte, daß nun weder der polnische Prinz, noch der polnische König auf dem alten Czarenthrone sitzen solle, und warf sich mordend über die polnischen Schaaren her, die es vor Kurzem freundschaftlich in Moskau aufgenommen hatte (1611). Bald war kein Pole in Moskau und, als ob dem polnischen Könige zum Hohn, erhoben die Moskowiten unter großen Feierlichkeiten einen ihrer Fürsten, Namens Michael Romanow, den Sohn eines jener Gesandten, welche Sigismund hatte einkerkern lassen, auf den Thron ihres Reiches (1613).

Daß er sich die Möglichkeit, Moskowiens Herr zu werden, durch seine Verkehrtheit vernichtet habe, glaubte natürlich der schwachsinnige Sigismund nicht. Umgekehrt aber glaubte der neue Czar von Moskau gar sehr an die Möglichkeit, durch den polnischen König seines Thrones verlustig zu gehen. Er betrachtete seine

gänzlich zerrüttete Waffenmacht. Mit schwerem Herzen erkannte er, daß sie ihn gegen den polnischen König nicht vor dem gefürchteten Schicksale schützen könne. Doch er verstand es, sich zu helfen.

Ein rohes Barbarenreich war freilich Moskowien noch, doch sein neuer Czar war nicht ein so roher Barbar, daß ihm alle Kriegsmittel außer den eigenen Fäusten fremd gewesen wären. Er konnte die tückische, listige Politik der civilisirten Europas, und durch diese suchte er sich den Thron zu erhalten. Seine Agenten flogen nach Schweden, in die Tatarei und das Land der polnischen Kosacken, die sich jetzt schon den Ruf erworben hatten, daß sie nicht das engste Gewissen besitzen und sich von Jewedem zu jedwedem Zwecke gebrauchen lassen. In Schweden berichteten die moskowitischen Agenten von den geheimen Bestrebungen Sigismunds zur Wiedererlangung der schwedischen Krone und versprachen im Namen des Czaren die kräftigste Unterstützung. In der Tartarei kostete es ihnen wenig List und Worte, das Barbarenvolk zu einem Einfall in die polnischen Lande zu bewegen. Und eben so wenig Mühe kostete es, die Kosacken zu einem Raubzuge in die Türkei zu bereden, durch

welchen natürlich die Türkei zu einem Kriege gegen Polen bewogen werden mußte.

Als nun der König mit neuen Heerhaufen gegen Moskau zog, um den neuen Czaren zu stürzen und das Ketzerreich sich zu unterwerfen, da kam ihm zu seiner größten Ueberraschung die Kunde, daß die Tataren in Podolien und Volynien eingedrungen seien. Doch er gab seinen Kriegszug gegen den Czaren nicht auf. An den Tataren, meinte Sigismund, habe er ja nichts zu gewinnen, wozu solle er denn gegen sie ziehen und Moskau aufgeben? Im Ferneren, nehmen ja diese Räuber nicht ihm, sondern nur seinen Unterthanen die Schätze und im allerschlimmsten Falle die Unterthanen selbst.

So schien dem Czar seine civilisirte Politik wenig zu nützen. Da trat ein ganz anderer Bundesgenosse für ihn auf. Der war die Mißstimmung und Ungebundenheit der Edelleute im Heere des Königs. Dieselben waren keinesweges ergrimmt über die stolze Rache, welche die Moskowiten durch die Besetzung ihres Thrones an Sigismund genommen. In gleichem Falle würden sie eben so gehandelt haben. Daher fehlte ihnen das innere Feuer zum Kampfe, und ihre

Unlust, die um so größer wurde, je weniger sie den König zu lieben oder zu ehren Anlaß fanden, hemmte jede kriegerische Bewegung und brachte eine Verwirrung und Zügellosigkeit unter den Schaaren hervor, die den Czaren, trotz seiner geringen Macht leicht hätten können zum Sieger machen.

Unter solchen Verhältnissen gab freilich Sigismund die Hoffnung auf, Herr von Moskau zu werden, und grämte sich nicht wenig darum, daß er seinen Sohn nicht hatte den Czarenthron besteigen lassen. Saß derselbe darauf, so mußte er als Vater ja doch in dem ketzerischen Reiche wohl so viel Gewalt haben, als zur Einführung seiner geliebten Gesellschaft Jesu und zur Zertrümmerung der abscheulichen griechischen Kirche nöthig war. Die protestantischen Ketzer in seinem Polen hatte er auf Anlaß und mittels der Jesuiten bereits so bekehrt, daß kaum einige mehr im Senate, der früher voll von ihnen war, saßen, und kaum eine einzige ihrer Kirchen mehr etwas anderes war als ein Trümmerhaufen. Den griechischen Ketzern es eben so zu thun, das war des großen Königs innigster Wunsch und die Hoffnung auf Erfüllung desselben gab er auch jetzt noch nicht auf, wo er die Hoffnung,

Moskowien zu unterwerfen, aufgeben mußte. Die Moskowiten hatten ja seinem Sohne den Thron ihrer Czaren angeboten, daraus war zu folgern, daß sie von seinem Sohne eine gute Meinung hatten: so dürften sie ihn doch wohl, meinte Sigismund, noch zum Czaren annehmen, ja vielleicht auch noch sonst etwas zugestehen.

Da bot denn Sigismund den Moskowiten den Frieden an (1615), doch, seinem Stolze huldigend und von seiner kranken Einbildungskraft bethört, freilich nicht so, als ob er ihn brauche, sondern als ob er seinen Feinden eine Wohlthat erweisen wolle. „Den Frieden," erklärte er, „wolle er gewähren, doch knüpfe er daran die Bedingung, daß das moskowitische Volk, da es einmal seinem Sohne den Thron angeboten habe, denselben nun auch als Czaren darauf setze, und ferner, daß es einige Stücke seines Reichs, die für Polen von Werth seien, an Polen abtrete."

Solchen Forderungen höhnten die Moskowiten im Angesicht der Gesandten des deutschen Kaisers Mathias, welche als Vermittler agirten. Zu neuem Selbstvertrauen und Muth waren sie gelangt. Sie wußten es, daß bald auch andere Leute als die Tataren das

polnische Reich angreifen und in eine Verwirrung bringen würden, in der Sigismund keine Macht behalten werde, eine Elle breit Landes von Moskowien zu erobern, geschweige das ganze Reich.

„Den Frieden," ließ der neue Czar durch seine Gesandten erklären, „seien die Moskowiten gern bereit anzunehmen, jedoch nur unter den Bedingungen, daß des polnischen Königs Sohn für immer sowohl darauf verzichte, auf dem Czarenthrone zu sitzen, als den Czarentitel zu führen (diesen hatte der Prinz Wladislaw wirklich angenommen), ferner, daß Polen jedem Verlangen nach einem Stück oder Stücklein vom moskowitischen Reiche entsage, und endlich, daß der König Sigismund für den durch seinen ungerechten Krieg angerichteten Schaden 1,600,000 polnische Gulden bezahle."

Ueber diese stolz abweisenden Forderungen ergrimmte der seelen- und sinnenschwache Sigismund, und verlangte nun von seinem Sohne, daß derselbe Das erringe, was er selbst zu erringen nicht vermochte. Der Prinz Wladislaw sollte nun Moskowien erobern, den Czar Romanow stürzen und sich dem Volke aufdringen, dem er von seinem Vater vorenthalten worden.

Der Reichstag bewilligte die Fortsetzung des Krieges,

denn es lag ihm daran, daß das eroberte Smolensk, welches jetzt noch in den Händen des Königs war, an Polen komme, zu dem es vormals gehört hatte. Eben versammelte sich das Heer des Prinzen, als zwei schlimme Kunden eingingen, deren jede das Unternehmen gegen Moskau hätte verderben können. Zufolge der einen, hatten die Tataren in Podolien und Volynien nebst unermäßlichen Schätzen nicht weniger als 30,000 Menschen geraubt und waren eben in einer abermaligen solchen Rauberpedition begriffen. Zu Folge der zweiten Kunde hatten die Türken den polnischen Lehnsvasallen, Mahila, welchen im Jahre 1595 der tapfere Zamoyski durch seines Schwertes Kraft in der Moldau eingesetzt, vertrieben, um einen neuen Fürsten als ihren Lehnsvasallen einzusetzen.

Diese Ereignisse brachten keinesweges Sigismund von seinen Anschlägen auf Moskau ab, die sich nun einmal wundersam reizend in seine Einbildung gesetzt hatten. Die Tataren meinte er, werden rauben, bis sie satt sind, aber doch weiter nichts thun; und die Türken haben ja nur das Gebiet eines Lehnsvasallen überfallen, und nicht ihn (den König), sondern eben

nur jenen Vasallen vertrieben. Im Weiteren aber habe man ja auch wohl noch einige Schaaren übrig, die man dem Fürsten Mahila zuschicken könne.

Genug, der Prinz Wladislaw mußte im Jahre 1617 mit seinem Heere ausziehen, Moskau zu erobern. Aber noch hatte er Moskowiens Grenzen nicht erreicht, als eine dritte böse Botschaft einging. Des Czaren Romanow geheimes politisches Werk in Schweden war jetzt zur Frucht gediehen. Sigismund selbst hatte es durch seine Sucht, die schwedische Krone wieder zu gewinnen, gefördert. Karl von Schweden war gestorben, und sein Sohn Gustvv Adolph hatte den Thron seines Vaters bestiegen. Ueber diesen Jüngling den Sieg davon zu tragen, meinte Sigismund, werde ihm leicht sein, und es bedürfe dazu vielleicht nicht mehr als einer Aufforderung an die schwedische Nation, sich von Gustav Adolph ab und ihm, als ihren rechtmäßigen Könige, zuzuwenden. Eine solche Aufforderung hatte Sigismund ergehen lassen, und dadurch den Ausbruch des Krieges beschleunigt. Die Schweden drangen erobernd in die liefländischen Gebiete der polnischen Krone, 1577, und ihr Kriegszug drohete höchst verderblich zu werden für das polnische Reich,

da der polnische Statthalter von Liefland, Namens Woldemar Farensbach, auf ihre Seite trat.

Jetzt hätte Sigismund wahrscheinlich gern auf die Bekehrung Moskowiens verzichtet, um sein Heer gegen die Schweden gebrauchen zu können (deren Bekehrung ihm und seinen Jesuiten am Ende noch mehr galt als die der Moskowiten). Allein die Moskowiten standen schon an der Grenze. Zog er jetzt das Heer zurück, so war zu erwarten, daß sie unverzüglich in Lithauen einbrachen. So hatte die schwachsinnige Verkehrtheit des Königs das Reich in die gefährlichste Lage versetzt. Von allen Seiten war es kriegerisch angegriffen. Statt des Gewinnens fremder Reiche schien nun Sigismunden der Verlust des eigenen zu Theil werden zu sollen.

Indessen wurde das Uebel so groß nicht, als zu fürchten war. Die Schweden waren durch anderweitigen Krieg gehindert, Großes zu unternehmen, die Tataren ließ man walten und in die Moldau schickte man einige Haufen. So behielt das Unternehmen gegen Moskau seinen Fortgang. Prinz Wladislaw drang in Moskowien ein. Der Czar hatte nicht so schnell eine genügende Macht in seinem fast gänzlich zer-

rütteten Reiche gewinnen können. Siegreich zogen die Polen bis vor die Thore von Moskau (1618), und die Hoffnung Sigismunds schien sich verwirklichen und Prinz Wladislaw Czar werden zu sollen. Da gedieh das dritte politische geheime Unternehmen des Czaren zur Frucht, und die Kunde davon, verbunden mit anderen schlimmen Nachrichten, änderten sogleich das Verhältniß.

Die Haufen, welche man in die Moldau geschickt hatte, waren von den Türken geschlagen worden und die Anführer derselben, Samuel Korecki und Michael Wiesniowiecki, eines Theils durch den Tod, anderen Theils durch Gefangenschaft, verloren gegangen. Um die Türken zum Frieden zu bewegen und den glücklichen Fortgang des Krieges in Moskau nicht zu beeinträchtigen, hatte man an die Türkei den lehnschaftlichen Besitz der Moldau und Wallachei gänzlich abtreten müssen. Da waren plötzlich die Kosacken in das türkische Reich eingebrochen und raubend bis nach Konstantinopel vorgedrungen, und nun hatte Polen nicht bloß einem Lehnsvasallen zu helfen, sondern sich selbst gegen die Türken zu vertheidigen.

Unter solchen Umständen mußte sich Sigismund bequemen, das Verlangen, seinen Sohn zum Czaren

und sich zum Bekehrer Moskowiens zu machen, flugs aufgeben, und zufrieden sein, daß der Czar von Moskau auf einen 14jährigen Waffenstillstand einging (1618). Der Vertrag wurde unfern Moskau im Dorfe Diwila geschlossen. Nach demselben trat Moskowien an Polen die altpolnischen Besitzthümer Smolensk, Sewerien und Czernichow ab, dagegen verzichtete Prinz Wladislaw für immer sowohl auf den Czarenthron als den Czarentitel. So war der Wunsch der Republik in Erfüllung gegangen, der des Königs aber nicht.

Zu den Räubereien der Kosacken gesellten sich bald auch neue und gewichtvollere Anlässe zum Kriege der Türkei gegen Polen, welche den Ausbruch fast bis auf den Augenblick beschleunigten. Sigismund hatte nämlich dem deutschen Kaiser im Kriege gegen die Türkei durch einen Haufen von Kosacken Hilfe geleistet. Die Verletzung des mit der Pforte geschlossenen Vertrags hatte dem strenggläubig katholischen Monarchen nichts, dagegen die Erwartung, daß der Kaiser ihm dafür dankbarst zur schwedischen Krone verhelfen werde, viel gegolten. Ein dritter Anlaß zum Kriege war, daß Sigismund den von der Pforte in der Moldau eingesetzten Fürsten zur Verrätherei verleitet hatte.

Ein Heer von 100,000 Türken und Tataren trat auf die Wahlstatt; dagegen unter den Befehl des Großkronfeldherrn Zolkiewski nur 9000 Polen und Moldauer. Die Uebermacht entschied. Das polnische Heer wurde vernichtet. Auch der Krongroßfeldherr Zolkiewski fiel, und sein Haupt wurde als eine Siegestrophäe nach Konstantinopel getragen.

Jetzt, sah der Reichstag, war es Zeit, Alles aufzubieten, um die Türken am Eindringen in das Reich zu hindern und diesem vornehmlich durch des Kaisers kurzsichtige, tolle Bekehr- und Herrschsucht entstandenen Kriege ein schnelles Ende zu geben. Der berühmte Chodkiewicz wurde aus dem Kampfe mit den Schweden herbeigerufen. Alle Schätze wurden in Münze verwandelt um das Aufgebot des Adels in Wirksamkeit zu setzen. Alles wurde aufgeboten, um ein Heer gegen die Türken zu stellen, was jetzt um so schwerer war, da die Schweden in Liefland die übele Lage des polnischen Reiches aus allen Kräften benutzten.

Endlich standen 70,000 Mann beieinander, worunter 30,000 Kosacken. Die günstige Stellung in einem verschanzten Lager bei Chocim verdoppelte die

Stärke dieses Heeres, setzte es aber bei weitem nicht in das Gleichgewicht mit dem feindlichen, welches aus 400,000 Mann Türken und Tataren bestand. Muth und Gewandtheit der Führer, des Feldherrn Chodkiewicz und Prinzen Wladislaw, waren treffliche Ergänzungsmittel.

Die Tataren eröffneten den Sturm auf das Lager. Doch so schnell als sie gekommen, mußten sie zurückkehren. Aber kaum drei Viertheile derer, welche gekommen, kehrten zurück. Der Verlust der Polen war größer als der des Feindes, denn sie hatten ihren Feldherrn Karl Chodkiewicz verloren (am 27. September 1621). Und dieser Verlust reizte die Türken, unverzüglich den Sturm mit ihrer ganzen Masse zu wiederholen. Doch auch der Prinz Wladislaw war ein Held. Wie die Tataren, wurden die 300,000 Türken zurückgeworfen. Kein anderes Resultat hatten wiederholte Stürme. Da sah sich der Sultan bewogen, zum Frieden mit Polen die Hand zu bieten, und dieser kam am 9. October 1621 zu Stande.

Dieser Friedensschluß mit der Pforte bewog den König Gustav Adolph von Schweden, auf einen Waffenstillstand einzugehen (1622), um den sich der Reichstag

lange vergebens bemüht hatte. Während demselben arbeiteten die Stände emsig daran, einen völligen Frieden mit Schweden herzustellen. Fast wäre es gelungen. Gustav Adolph war geneigt. Schon waren Tag und Ort bestimmt, wo die Gesandten der beiden Könige den Verhandlungen den völligen Abschluß geben sollten. Da verdarb der sinnesschwache herrschsüchtige Fanatiker, Sigismund III., das gute Werk der Reichsstände. Diesen lag alles am Frieden, den das Reich nöthiger als sonst etwas brauchte; dem Könige lag aber alles an der Wiedererlangung der schwedischen Krone, und diese konnte freilich durch Frieden nicht, und nur durch Krieg erworben werden. Er sendete also seine Gesandten nicht nur nicht zur Conferenz an den bestimmten Ort, sondern ließ auch heimtückisch, das Völkerrecht verletzend, die schwedischen mißhandeln.

Wie herbeigezaubert, erschien Gustav Adolph mit einer gewaltigen Flotte an der polnischen Küste. Mit 24,000 Mann, die sich bald verdoppelten, begann er sein Unternehmen. Bald war das kaum erst friedlicher Weise zurückgegebene Liefland gänzlich wieder in schwedischen Händen. Ueberall unterlagen die polnischen Kriegerhaufen und jedes Unternehmen des

Königs wurde zu nichte gemacht. Der polnische Adel ergrimmte gegen denselben und den lauten Vorwürfen schien Schlimmeres folgen zu sollen.

Da forderte der charakterlose König mit dringender Bitte von Gustav Adolph Frieden, um nicht am Ende durch seine Unterthanen gar den polnischen Thron zu verlieren. Allein diesmal war der tiefverletzte Schwedenkönig nicht zu versöhnen. Zu groß war er zum Spieldinge des unsinnigen Fanatikers. Unverzüglich rückte er in Kurland ein und nahm es in Besitz, als Sieger bei Walhoff. Immer weiter ging der feindliche Zug in das Reich. Preußen wurde der Schauplatz des Krieges. Eine Stadt nach der anderen ging in schwedische Hände über. Der König Sigismund erschien selbst bei dem Heere, an dessen Spitze der Prinz Wladislaw und der Feldherr Koniecpolski stand. Doch vergebens mühete er sich, dem Siegeszuge der Feinde Stillstand zu gebieten.

Während hier die Polen allenthalben unterlagen, trugen sie im Süden des Reiches unter Führung eines gewissen Chmielecki einen der glänzendsten Siege über eine vier Mal überlegene Tatarenhorde davon, und es zeigte sich im schneidensten Contraste, welcher

Unterschied es sei, gegen ein geordnetes Kriegsherr oder einen wilden Haufen zu kämpfen. Von 30,000 Tataren entgingen nur 5000 dem Tod und der Gefangenschaft (1626).

Mit diesem Siege im Süden schien auch im Norden das Kriegsglück auf Seiten der Polen treten zu wollen. Doch kaum war es mehr als ein Schein, denn sobald Gustav Adolph aus Schweden im Frühjahre 1627 wiedergekehrt war, war es nicht mehr möglich, irgend einen wichtigen Vortheil zu gewinnen. Die Schweden wurden, obschon sie einige Male Schaden litten, immer mehr Herren des Landes. Verzweifelnd bot Sigismund einige Mal zum Frieden die Hand, doch, wie nöthig auch dieser war, mochte er doch so wenig auf die Anwartschaft auf die schwedische Krone verzichten, als der Reichstag der Nation die von Gustav Adolph geforderten Schadenersatzsummen auferlegen.

So dauerte denn der Krieg fort. Da einmal ein Friedensschluß unmöglich war, bot man polnischer Seits nun alle Kräfte auf, zum Sieg zu gelangen. Die Dörfer des Landes wurden entvölkert, denn aus ihnen nahm man die Krieger; die Städte des Landes wurden der Verarmung preisgegeben, denn sie mußten

die Geldmittel darreichen, indem man sogar auf die Schornsteine Steuern ausschrieb. Das ganze Volk mit Ausnahme des Adels, der Kraft und Klugheit genug besaß, sich vor Nachtheilen sicher zn stellen, bekam Anlaß, dem herrschsüchtigen, schwachsinnigen Fanatiker, seinem gekrönten Herrn, zu fluchen.

Aber auch die größeren Anstrengungen der Polen blieben fruchtlos. Schon waren die Schweden unter dem Generale Wrangel im Begriff, in Masowien einzudringen und das Reich am Herzen zu fassen. Angsterfüllt wendete sich im Geheimen Sigismund an den deutschen Kaiser, und dieser fand sich aus religiösem Interesse bewogen, dem Könige ein Hilfsheer von 10,000 Mann zuzusenden, welches sich bei Graudenz mit der Hauptmasse der polnischen Armee vereinigte.

Diese Hilfleistung erbitterte den König Gustav Adolph, und derselbe beschloß den Krieg gegen den deutschen Kaiser. Um diesen nun mit aller Kraft führen zu können, trug er Sigismunden mit dem Erbieten, ihm alle eroberten Länder mit Ausnahme Estlands zurückzugeben, einen Waffenstillstand auf 30 Jahre an. Doch umsonst freuete sich das gequälte polnische Volk dieses Anerbietens. Sigismund hatte 10,000 Mann

vom Kaiser erhalten, und mit dieser, meinte er, werde er jetzt unzweifelhaft die schwedische Krone wiedererobern. Doch wie ihn alle Hoffnungen in seinem Leben betrogen, so betrog ihn auch diese, und endlich im Jahre 1629 mußte der verstandesschwache König noch Gott und Gustav Adolph danken, daß ihm ein Waffenstillstand auf 6 Jahre und die Zurückgabe einiger Theile des verlorenen Gebietes gewährt wurde.

Der Aerger über die Vergeblichkeit all' seiner Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen setzte sich wie ein Krebsschaden an Sigismunds Herz und zehrte mit Hast von seiner Lebenskraft, bis es diese endlich am 30. April 1632 gänzlich aufgezehrt hatte.

Die Nation dankte Gott, dieses jämmerlichen, verstandesschwachen Könige endlich ledig zu sein, der das Ansehen des Thrones fast bis auf Nichts hatte herabsinken lassen. In seinem tollen, unziemlichen Stolze zu jeder Anmaßung eines freien selbstmächtigen Monarchen bereit, besaß er doch nicht Geist und Kraft, die jämmerlichsten Demüthigungen abzuwenden oder zu versagen. Und noch kurz vor seinem Tode beugte er sich tief vor dem Adel, der ihm in bitterster Rücksichtslosigkeit seine Schwachheit, Verkehrtheit und

Treulosigkeit zum Vorwurf machte und das ganze Unheil des Reichs auf das Register seiner Sünden schrieb.

Polen hatte unter seiner fünfundvierzigjährigen Regierung unendlich gelitten. Handel und Gewerbe lagen darnieder, nicht minder der Ackerbau; außer aus den Palästen des höheren Adel seufzete aus allen Häusern die Armuth; die Wissenschaften hatten, wie das polnische Reich selbst, einen großen Schritt der Nichtigkeit entgegen gethan. Der Glanz einzelner großer Männer verbarg ihren Zustand nicht. Die Universitäten lagen in den Klauen der Jesuiten und ihre Zöglinge in den geistigen Kerkern derselben. Die besten Institute, die protestantischen, waren durch die Jesuiten und ihren Freund, den König, vernichtet worden. Die protestantischen Kirchen waren Schutthaufen. Die Pfaffenherrschaft hatte sich wieder erhoben nnd die alte religiöse Finsterniß beinahe so dick über das Land gezogen als dereinst. Die Bande der staatsgesellschaftlichen Ordnung waren in Fetzen gerissen. Allenthalben waltete der Adel nach Willkür mit den tieferen Ständen, allenthalben schloß er Bündnisse gegen den Thron, die freilich bei den fortdauernden Kriegen nicht zur Wirkung gelangten; die Kosaken

wurden ihres natürlichen Bundes mit Polen um so überdrüßiger, jemehr sie um ihrer griechischen Religionsgebräuche willen von den Jesuiten und anderem Pfaffenvolk verfolgt wurden, und zu Revolution und Kampf gegen die Krone um so aufgelegter, jemehr ihre alten Rechte verletzt wurden.

So sah es aus, als Sigismuud der III. sein Leben schloß. Nichts weiter im Reiche hatte Ursache, der königlichen Leiche Dankgebete nachzusingen, als die Stadt Warschau, die zur Residenz erhoben worden; die Schmählieder Krakau's aber hätten Warschau's Dankgebete aufgewogen.

Sobald Sigismund III. der Vergangenheit angehörte, versammelte sich der Adel, um einen neuen König zu wählen. Die Protestanten, an ihrer Spitze der lithauische Fürst, Christoph Radziwill, erhoben jetzt kühn ihr Haupt aus dem ihnen allmälig aufgedrückten Joche empor. Sie forderten ihre alten Rechte wieder und dazu neue, die ihnen genügenderen Schutz gewährten, und droheten den Wahlreichstag zu zerreißen, sobald man einen Fürsten auf den Thron zu bringen versuche, von dem sie für ihren religiösen Glauben zu fürchten hätten.

Dieses Verhalten der protestantischen Partei veranlaßte den König Gustav Adolph von Schweden, sich als Thronbewerber in Vorschlag bringen zu lassen, was schon einmal vorzeitig geschehen war. Doch der tapfere Heldenkönig war noch zu frisch in der Erinnerung des Adels als Feind des Reiches, als daß nicht Sigismunds ältester Sohn, Wladislaw, der sich in vielen Schlachten um das Reich verdient gemacht hatte, das Uebergewicht hätte gewinnen sollen, sobald er laut und ernstlich erklärt, daß er nimmer eine Religionspartei zu Gunsten einer anderen verfolgen, sondern vielmehr alle gleichmäßig ehren und schützen werde. So kam es zum allgemeinen Beschlusse, keinen Fremdling auf den Thron zu setzen, unter den fünf Söhnen Sigismunds aber den Vorzug dem verdienstvollen Wladislaw zu geben.

Der Wahlreichstag begann am 27. September **1632.** Die Wahl stand fest und konnte keinen Anlaß zu den Wirren und Spectakeln geben, welche den polnischen Reichstag zu einem so unschön seltsamen Dinge in der Geschichte gemacht haben. Doch gaben die Religionsangelegenheiten beinahe diesen Anlaß. Die Protestanten machten Anforderungen, gegen welche

die katholische Partei, und an deren Spitze besonders die Bischöfe, kämpfend auftraten. Worte waren bald nicht mehr genügend. Die Herren begegneten sich bewaffnet. Jede Partei hatte sich Kriegerschaaren geworben und zog diese auf den Versammlungsplatz.

Mitten in dem Gewirr dieses Reichstags, der, so gefährlich es auch aussah, nicht mit Blut befleckt wurde, ward Wladislaw plötzlich zum Könige ausgerufen (8. November). Alle anderen Angelegenheiten traten vor der des Thrones dadurch mit einem Male in den Hintergrund, und das kriegerische Ansehen des Reichstags verwandelte sich in ein friedliches. Und dieses erlitt auch keine Veränderung wieder, da Wladislaw Alles, was den pactis conventis zugefügt wurde, ohne Sträuben als gültig anerkannte.

Die diesmaligen Zusätze beschränkten wiederum das Ansehen und die Macht des Thrones, doch gaben sie den erfreulichen Beweis, daß es dem Adel nicht immer nur um seine Macht und sein Ansehen, sondern auch um die Wohlfahrt, oder wenigstens um die Dauer des Reiches zu thun sei, ja man konnte aus ihnen schließen, daß der polnische Adel seine Macht nicht aus alleinigem Eigennutz, sondern in bester Absicht auf das Ergehen

des Reiches an sich gerissen habe. Die Zugeständnisse, welche Wladislaw zu machen hatte, nützten dem Adel nichts, sondern nur dem Staate, und bestanden darin, daß er von den Kroneinkünften ein Drittheil zur Erhaltung eines stehenden Heeres, Einrichtung einer Offizierschule und eines Artilleriecorps hergebe; ferner, daß er den Ertrag der Münze dem Staate zufließen lasse und überhaupt das Münzwesen den Reichsständen überlasse, drittens, nie Krieger für seinen persönlichen Dienst werbe. Zu letzter Forderung hatten die Kriege Anlaß gegeben, welche der sinnesschwache Sigismund zum größten Unheil für das Reich eigenmächtig unternommen.

Es war am 6. Februar 1633, als

Wladislaw VII.,

von einigen Historikern IV. genannt, die Krone auf die Stirn und den Zepter in die Hand nahm. Es blieb dem trefflichen Manne keine Zeit, sich dieses Schmuckes zu erfreuen. Schon vor Sigismunds Tode hatten die Moskowiten einen neuen Krieg begonnen, um das wieder zu gewinnen, was sie in dem alten verloren, und gegenwärtig lagen sie, 100,000 Mann stark, belagernd vor Smolensk. Die Krone auf des Königs

Scheitel mußte fluchs sich in den Helm, der Zepter sich in das Schwert verwandeln.

Wie geliebt auch der neue König war, so kostete es ihm doch Mühe, ein genügendes Heer zusammen zu bringen. Die Widerspenstigkeit und Nachlässigkeit des Adels waren bereits Gewohnheiten geworden, über die nicht leicht mehr ein König Zaubergewalt gewinnen konnte. Ein Glück war es, daß ein kühner Held Smolensk vertheidigte, denn acht volle Monate währte es von Beginn der Belagerung an, bis ein polnisches Heer zum Entsatz herbeizog.

Der Krongroßfeldherr Christoph Radziwill eilte dem Könige mit 20,000 Mann voraus. Der König folgte ihm mit einem gleich starken Heere schnell nach, und fand die eine Hälfte der moskowitischen Kriegermasse bereits geschlagen und zerstreut. Ueber die andere wurde er selbst Sieger (16. März 1634). Jetzt stand dem König, wie dereinst, der Weg nach Moskau offen, und wie dereinst zog er ihn. Die festen Städte Kaluga und Mosaik waren kein Hinderniß. Schnell fielen sie unter seiner Waffe. Einzelne moskowitische Heerhaufen stellten sich dem Könige entgegen, doch sie wurden geschlagen. Abermals trat

Wladislaw vor Moskaus Throne und ließ dem alten Czarenthron sehen, wie sein Geschick an Polens Schwerte hänge. Doch nicht wie nach anderthalb Jahrhunderten der Czarenthron an Polen, handelte jetzt Polen am Czarenthrone. Michael Fiedorowicz bat um Frieden, und Wladislaw gewährte ihn mit der edelsinnigsten Mäßigung. Der Czar bestätigte jene früher geschehene Abtretung von Smolensk, Sewerien und Czernichow, und Wladislaw reichte ihm dagegen die Acte, Kraft welcher er früher auf den Czarenthron berufen worden.

Der Czar hatte aber auch diesmal seine frühere Politik angewandt und fremde Mächte, nämlich die Tataren und Türken, zum Kriege mit Polen aufgereizt, und dieselben hatten seinem Wunsche entsprochen. Machte ihn seine Politik nun auch nicht zum Sieger, so trug sie doch wesentlich dazu bei, daß der Waffenstillstand vom König Wladislaw unter so billigen Bedingungen gewährt wurde.

Denn noch war (im Jahre 1633) das polnische Heer nicht vor Smolensk angelangt, als die Tataren in Podolien einfielen und nach ihrer alten Weise scheußlich zu hausen begannen. Alle kriegsfähige Mannschaft war zusammen genommen zu dem Heere,

welches der König gegen Moskowien gebrauchte, und nur an der moldauischen Grenze befanden sich noch in einzelnen Städten wenige bewaffnete Schaaren, kaum etliche Tausend Leute enthaltend. Diese versammelte der Feldherr Koniecpolski und rückte rasch den Barbaren entgegen, die, auf ihre Ueberlegenheit an der Zahl pochend, sich eben anschickten, tiefer in das Reich einzudringen. Doch der Held, der sie früher mehr als ein Mal gedemüthigt, vermochte dasselbe auch jetzt mit den wenigen Leuten, die ihm zu Gebote standen. Ein einziges Zusammentreffen endete den Krieg mit den Tataren, die Hälfte derselben dem Leben entreißend und ihren Raub in die Hände der Sieger zurückgebend.

Kaum waren die Tataren vertrieben, so erschien ein ungeheueres Heer von Türken auf der Wahlstatt, sechs Mal überlegen dem der Polen. Aber auch dieser Feind unterlag dem polnischen Helden (bei Kamieniec im October 1633) und, nachdem der König von Moskau den Frieden erzwungen, gab die Türkei die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung auf und stellte den alten Vertrag mit Polen schnellstens wieder her (1634).

So waren denn glücklich drei Hauptfeinde des Reiches zur Ruhe gebracht. Den vierten aber hatte Polen mehr zu fürchten, als jene drei zusammen, obschon er weniger mächtig schien, als jeder einzelne der drei. Der Waffenstillstand mit den Schweden war abgelaufen (1635), und schon rüsteten sich diese, die Theile Preußens zu besetzen, welche der polnischen Krone verblieben waren. Auch die Polen rüsteten sich, und das Trauerspiel, welches Gustav Adolph (der jetzt nicht mehr lebte), und der König Sigismund abgespielt hatten, schien sich erneuen zu sollen. Da gelang es dem Kurfürsten von Brandenburg, der vom polnisch-schwedischen Kriege Schlimmes für sein preußisches Herzogthum fürchtete, mit Hilfe anderer Mächte einen sechsundzwanzigjährigen Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden herzustellen (1636). Nach den Bedingungen, auf welchen derselbe beruhete, erhielt Polen von Schweden sein ganzes preußisches Gebiet wieder zurück; dagegen behielt Schweden ganz Liefland und Esthland. Für Liefland war keineswegs Pommern ein Ersatz, welches durch Aussterben des herzoglichen Hauses nach Bogislaws XIV. Tode an Polen kam (1637).

So war endlich dem polnischen Reiche eine Friedenszeit wiedergekehrt, deren es nur zu sehr bedurfte, um sich aus der Armuth und Schwäche zu erheben, in welche es vorzugsweise die schlechte Regierung Sigismunds niedergedrückt hatte. Was zu diesem Ziele fördern konnte, that der König Wladislaw gewissenhaft: er verhütete neue Kriege, und, da er die religiösen Spaltungen für die Hauptursache des schlimmen Zustandes des Reiches hielt, so suchte er eine Vereinigung der Parteien durch eine Vereinigung der drei verschiedenen christlichen Glaubenslehren, der katholischen, lutherischen und calvinischen, herzustellen. Allein sein Streben war fruchtlos. Zwar hatte er den übermüthigen Jesuiten Schwert und Siegestrophäe beinahe schon aus der Hand gewunden, doch hatten sie noch Gewalt genug, das Mühen des Königs vergeblich zu machen. Die Conferenz, welche der Vereinigung der drei Kirchen halber im Jahre 1645 zu Thorn stattfand und nach des Königs Willen eine „liebreiche Unterredung" sein sollte, verwandelte sich in ein Kampfschauspiel, in welchem die katholischen Bischöfe die unerbittlichen Helden spielten und sich ganz bereit zeigten, statt der Bischofsstäbe Dolche in die Hand zu nehmen.

Beim Ruhestande des Körpers treten die Gebrechen desselben in Wirkung. Dieses Naturgesetz bestätigte sich am polnischen Staate. Während Wladislaw dahin arbeitete, Polen die alte Kraft und Festigkeit wieder zu geben, entwickelte sich der erste große Stoß, der das Reich dem Untergange entgegen trieb; und der König Wladislaw selbst beförderte diese Entwickelung, freilich in bester Absicht.

Es waren die Kosaken nämlich unter Sigismund IV. sowohl um ihre religiösen als bürgerlichen Freiheiten gebracht worden. Sigismunds Jesuiten, diese Hauptmitarbeiter am Untergange Polens, hatten ihre griechischen Kirchen theils zertrümmert, theils beschimpft und sich jenes Treiben erlaubt, in welchem sie die Welt vom Beginne ihrer Societät bis zur Gegenwart gesehen. Auf der anderen Seite hatte sich der polnische Adel Rechte über sie angemaßt, gleich denen, die er über seine Bauern hatte. Anstatt ihnen, wie sie verlangt, eine Vertretung beim Reichstage zu gewähren, erklärte er sie für unmündige, unterwürfige, gemeine Leute und stellte sie in die Classe seiner leibeignen Bauern. Die Starosten und angesiedelten Edelleute in der Ukraine erklärten sich für die Grundbesitzer des

Landes und legten den Kosaken Zins= und Frohnpflichten auf.

Diese ungerechte Bedrückung konnte das an die Freiheit gewöhnte Volk nicht lange ertragen. Es erhob sich aller Orte gegen seine Bedrücker, mordete sie nieder, und forderte vom König und Reichstage die Achtung seiner ihm ursprünglich verliehenen Rechte und Freiheiten sowohl, als seiner religiösen Eigenthümlichkeiten.

Wohl war der König Wladislaw bereit, dieser gerechten Forderung Genüge zu leisten. Doch er war nicht die entscheidende Macht im polnischen Reiche. Der Adel war durch seinen Reichstag größer als er. Und dieser Adel, der jeden König als einen Heiligthumsschänder betrachtet wissen wollte, der die mindeste seiner usurpirten Freiheiten als ein Heiligthum betrachtete, war eigensüchtig und schamlos genug, die best gegründeten Freiheiten Anderer als eine Nichts geltende Lumperei anzusehen und auf deren Vernichtung zu dringen. Vergebens hatten die Kosaken die Achtung ihrer Freiheit und Rechte gefordert. Eine Festung (Namens Kudack) wurde an der Grenze ihres

Gebietes erbaut, um das Joch, das auf ihren Nacken gedrückt worden, darauf festhalten zu können.

Da erhoben sich die Söhne der Freiheit abermals, erstürmten und vernichteten die Festung und wiederholten mit noch lauterer Stimme ihre Forderung. Die Antwort des Reichstags aber, in die der König Wladislaw, nothgedrungen, einstimmte, war der Aufbau einer neuen Festung und die Absendung eines Kriegsheeres unter dem Befehle des Kronunterfeldherrn, Nicolaus Potocki.

Muthig traten die Kosaken diesem Heere entgegen, um sich und ihre von den Jagiellonen erhaltenen und von Stephan Batory bekräftigten Rechte zu vertheidigen. Doch sie waren zu schwach. Zwei Mal wurden sie aus ihren Verschanzungen gesprengt (1638), und alsobald mußten sie das Knie beugen. Ein schwereres Joch, als früher darauf gelegen, fiel jetzt auf ihren Nacken. Der Reichstag erklärte ihre Rechte für nichtig, ließ ihre mit dem Versprechen, ihnen am Leben und Ehre keinen Schaden zu thun, herbeigelockten Anführer, darunter den Hetmann Powluk, treulosester Weise köpfen, stellte viele Tausende derselben in das königliche Heer, und behandelte alle Uebrigen gleich Leibeignen

So beging der polnische Adel an den Kosaken im Jahre 1638 dasselbe, auf Grund dessen er in neuester Zeit diejenigen Mächte, welche Polen verschlungen, der schamlosesten Unsittlichkeit bezüchtigt. Läßt sich nun auch die That dieser Mächte nicht, und um so weniger rechtfertigen, da sie nicht wie jene vom Adel an den Kosaken verübte, durch den Geist Zeitalters entschuldigt werden kann, so läßt sich doch kaum leugnen, daß sie der gerechte Urtelsspruch des Vergeltungsrechtes über jene sei. Doch auch dieser That wird zum Troste Polens die Vergeltung heimkommen, es wäre denn, daß die Mächte, die sich ihrer schuldig gemacht, die uralten Gesetze der Welt umstürzten.

Innerlichst ergrimmt, griffen unverzüglich abermals die Kosaken zum Schwerte. Und wie ihre Reihen auch gelichtet waren, so glückte es doch den verzweiflungsvollen Freiheitsmännern diesmal besser im Kampfe mit dem sehr verstärkten Heere ihres vaterländischen Feindes, des Adels, an dessen Spitze nun selbst der König Wladislaw getreten war. Einen Sieg konnten sie zwar nicht erringen, doch auch eine Niederlage konnte ihnen nicht beigebracht werden.

Jetzt erst kam dem Adel eine Ahnung von dem Unglück, welches die Kosaken, diese zu einem besonderen Volke gewordenen Söhne Polens, ihrem Vaterlande zu bereiten Kraft hätten. Anders behandelte man sie jetzt als früher. Man hütete sich, züchtigen zu wollen, ja man versprach, auf dem nächsten Reichstage ihre alten Freiheiten zu bestätigen. Doch nur zu bald vertrieb die Eigensucht des Adels die redlich weissagende Ahnung, und wortbrüchig bestätigte der Reichstag nicht die Freiheiten, sondern die Nichtigkeit derselben.

Die Hartnäckigkeit in der Sucht des Adels, die Freiheit Anderer zu vernichten, machte den ersten Schritt zum Untergange des Reiches unvermeidlich, die Begierde, die eigene Freiheiten zu erhalten, beschleunigte ihn. Durch die Einstellung Tausender von Kosaken in das königliche Heer (im Jahre 1638) war dieses zu einer bedeutenden Größe angewachsen, und diese flößte dem Adel die Besorgniß ein, der König könne Lust bekommen, sich zur Selbstmächtigkeit zu erheben. Damit dieser aber die Macht dazu nimmer besitze, erweiterte der Adel auf dem Reichstage 1646 die pacta conventa durch die Bestimmung, daß das Heer der Krone

nie mehr als 1200 Mann enthalten solle. So war der König gezwungen, seine Schaaren zu entlassen, und das Reich verlor die zur Unterdrückung des kosakischen Aufstandes nöthige Macht.

Endlich trat nun auch, den ersten Schritt des Reichs zum Untergange begünstigend, ein fremdes Ereigniß ein. Es begab sich, daß der Starost von Czeryn, einem Edelmanne, Namens Chmielnicki, welcher das ansehnliche Amt eines „Schreibers der Kosaken" bekleidete, unter irgend einem Vorwande seine Grundbesitzung, Namens Sobutow, entriß, in Folge der Streitigkeiten seine Anmaßung erhöhend, die Ehegattin desselben entführte und seinen Sohn beschimpfte, indem er denselben auf offenem Markte zu Czeryn körperlich züchtigen ließ.

Der tiefergrimmte Kosakenschreiber Bogdan Chmielnicki, forderte den König und den Reichstag auf, ihn nach dem Gesetze zu rächen. Doch der Unwille über die Kosaken, zu denen er als Gerichtsschreiber derselben gehörte, knechtete die Gerechtigkeit. Chmielnicki erlangte keine Genugthuung, wie er sich auch durch wiederholte dringende Bitte darum mühete.

Da gelobte es sich Chmielnicki, sich selbst die vollste

Genugthuung zu schaffen und Rache zu nehmen an den ungerechten Richtern, dem Könige und Adel seines Vaterlandes. Das Ansehen, welches er jetzt schon bei den Kosaken besaß, und günstige Umstände erhoben ihn plötzlich zum Anführer eines der größten Kosakenstämme. Als solcher beschloß er, das Reich mit Krieg zu überziehen, und damit ihm sein Vorhaben wohlgelinge, schloß er mit den Tataren ein Bündniß gegen Polen (1647).

So wurden durch die Eigensucht des Adels die Kosaken, welche dem Reiche als eine Schutzmauer gegen die Tataren gedient hatten, Freunde und Verbündete derselben.

Tausende der grausam bedrückten Bauern flüchteten unter Chmielnicki's Banner. Bald stand eine Armee von 80,000 Menschen, Tataren, Kosaken und Flüchtlinge, schlagfertig. Die verfolgte griechische Geistlichkeit, und nicht minder der Czar von Moskau, der natürlich an diesem, Polen bis in seine Grundfesten erschütternden, Kriege inniges Wohlgefallen fand, brachten die zur Erhaltung des Heeres nöthigen Mittel dar.

Bald kam die Kunde von diesen Vorgängen in

das Reich. Der Adel schrie, das widerspänstige Kosakenvolk, das nur damit umgehe, das Reich in's Unglück zu stürzen, müsse niedergehauen werden bis auf den letzten Mann, sofern es sich nicht gänzlich beuge. Doch eben dieser Adel hatte keine Lust, sich auf das Streitroß zu setzen; und das stehende Heer hatte er aufgehoben.

Schon hatte Chmielnicki den größten Theil der Ukraine weggenommen und drohete, in Galizien einzudringen, als der Großfeldherr Nicolaus Potocki, sein eigenes Vermögen opfernd, ein Heer von 20,000 Mann mit großer Mühe warb. Mit einer Abtheilung von 6000 Mann sendete er seinen eigenen Sohn, einen ruhmsüchtigen Jüngling, voraus dem Feinde entgegen. Der Kampf hatte kaum begonnen, als die Hälfte seiner Schaar, die der Classe des grausam bedrückten Bauernstandes angehörte, der längst die Kosaken um ihre Freiheit beneidet hatte, zu Chmielnicki überging. Die andere Hälfte aber, zumeist aus armen Edelleuten bestehend, wurde umzingelt und gefangen genommen. Nicht anders erging es dem größeren Heere, welches vom Krongroßfeldherrn, Nicolaus Potocki, dem Vater des vorwitzigen jungen Helden, und dem tapferen

Unterfeldherrn, Namens Kalinowski, geführt wurde. Aus einem verschanzten Lager herausgesprengt, erlag es den Schwerrern und Piken der Tataren und Kosaken. Was nicht in die Arme des Todes gedrängt wurde, fiel in die Gefangenschaft; auch selbst die beiden Feldherren, Potocki und Kalinowski.

Jetzt lag Polen dem Feinde offen da, und schon war derselbe im Begriff, sich über dasselbe hinzustürzen, als ihm die Kunde einging, daß der König Wladislaw gestorben sei (am 20. Mai 1648). Dieses Ereigniß veranlaßte Chmielnicki, auf seiner Siegesbahn vorläufig nicht weiter zu schreiten, sondern zu erwarten, ob der neue König ihm und seinem Kosakenvolke Gerechtigkeit werde widerfahren lassen. Doch ehe noch ein neuer König auf den Thron gesetzt war, faßte der über die Kosaken erbitterte Adel auf dem dem Königswahlreichstage vorausgehenden Convocationsreichstage den Entschluß, das aufrührische Kosakenvolk auf das Schleunigste und Kräftigste zu unterwerfen. Eine Armee von 30,000 Mann wurde gesammelt, und diese zog, unter der Führung von drei der Kriegskunst fast ganz unkundigen Männern, dem gewaltigen Feinde entgegen, der bei Bialocierkiew stand.

Der 28. September war der entscheidende Tag. Das Heer des polnischen Adels wurde furchtbar geschlagen und triumpfirend zog Chmielnicki mit seinen Kosaken und den verbündeten Tataren durch Galizien und rückte im Königreiche bis zur Stadt Zamosc vor. Hier blieb er mit drohender Miene stehen, um die Wahl des neuen Königs, und die Entschließung desselben in Betreff seiner Anforderungen abzuwarten. Doch gab Chmielnicki diesen Entschluß auf, sobald der Fürst Jeremias Wisniowiecki, einer der gerühmtesten Krieger seiner Zeit, vom Reichstage zum Feldherrn ernannt worden war. Er ging zurück bis an die Wolynische Grenze, um hier den Wahlreichstag und das Weitere abzuwarten.

Da erschien eines Tages eine Gesandtschaft des neuen Königs von Polen,

Johann Kazimierz's

(von einigen Johann II., von anderen Kazimierz V. genannt), welcher im November, als nächster Verwandter (Stiefbruder) Wladislaw VII., zum König gewählt und am 16. Januar 1649 gekrönt worden war. Dieser eröffnete Chmielnicki, daß all' seine Forderungen vom neuen Könige gerecht befunden worden seien und vollständig erfüllt werden sollten. Darauf überreichten sie ihm eine Fahne, einen Stab und Roßschweif, als den Beweis für ihre Erklärung, daß der König Johann Kazimierz geruht habe, ihn zum Hetmann der Kosaken, jedoch mit der Bedingung zu erheben, daß er von nun an alle gegen sein polnisches Vaterland gerichteten Unternehmungen aufgäbe.

Unter den Gewährungen, welche die Gesandtschaft aufzählte, waren aber einige nicht enthalten, welche den Kosaken vorzüglich wünschenswerth waren. Diese bestanden in der Entfernung der giftigsten Verfolger der griechischen Kirche, der Jesuiten, und der Juden, die in dem Gebiete der Kosaken, wie überall im polnischen Reiche, alle Erwerbsquellen an sich gerissen hatten.

Wohl hätte der König Johann Kazimierz gern auch diese Forderungen befriedigt. Doch er hatte Rücksicht zu nehmen auf die hohe Priesterschaft und die ganze katholische Partei des Adels, und mußte dem gewaltigen Hetmann der Kosaken abschläglichen Bescheid geben.

So begann auf's Neue der Kampf. Nahe an 200,000 Mann Tataren, Kosaken und zugelaufener Flüchtlinge aus dem polnischen Bauernstande, zählte

Chmielnicki's Heer. Sein Unternehmen wurde begünstigt durch einen Aufstand der russischen (galizischen, podolischen und wolynischen) Bauern, deren Befreiung von ihrer scheußlichen Sclavenschaft Chmielnicki in seine früheren Forderungen eingeschlossen gehabt. Doch wurde der Bauernaufstand schnell durch das einrückende polnische Heer gedämpft.

Dieses enthielt nur 9000 Mann. Seine Gefahr dem zwei Mal hunderttausend Mann starken Feinde gegenüber zwang es, sich bei Zbaraz in ein verschanztes Lager zu begeben, und einer Verstärkung zu harren.

Chmielnicki wußte, daß ein größeres Heer nahe, und verschwendete seine Kräfte nicht an der Bestürmung des Lagers bei Zbaraz, und die zwei Monate lang sich fast ununterbrochen wiederholenden Angriffe hatten keinen anderen Zweck, als das polnische Heer an Veränderung seiner Lage zu hindern.

Da nahete endlich, geführt vom neuen König, Johann Kazimierz, das erwartete größere Heer. Es umfaßte dasselbe 18,000 Mann. Kaum hatte Chmielnicki Kunde, so eilte er demselben entgegen. Seinen Rücken hatte er sich gesichert, denn er hatte an 50,000 Mann zu Bewachung jenes Lagers zurückgelassen. Bei

Zborowo fand er das Heer des Königs. Er griff es an. Zwar sah der König, daß seine Krieger mit einer Tapferkeit kämpften, die sie würdig machte, Söhne jener alten glorreichen Lechen zu sein, doch er fühlte es bald, daß diese Tapferkeit gegen einen so übermächtigen Feind nicht lange mit Erfolg wirken könne. Da griff er zu den Kriegsmitteln der neuen Politik, sendete heimlich eine Gesandtschaft an den mit Chmielnicki verbündete Tatarenchan, ließ ihm köstliche Geschenke reichen und erklären, es stehe ihm viel schöner an, wenn er auf Seiten des polnischen Thrones kämpfe, der ihm ja dereinst, als er ein Flüchtling gewesen, so treulich Schutz gewährt habe. Wohl mehr als die Dankbarkeit für frühere Wohlthat wirkten die kostbaren Geschenke und die mancherlei Verheißungen, welche der König denselben als Zugabe beifügte. Es gelang. Chmielnicki verlor seinen Bundesgenossen, den Tatarenchan Islam Gheray; und nicht bloß das, sondern derselbe verbündete sich sogar mit dem Könige.

Unter solchen Umständen hielt es Chmielnicki für rathsam, auf den ohnehin seinen Wünschen ganz entsprechenden Friedensvorschlag des Königs Johann Kazimierz einzugehen. Der Vertrag wurde geschlossen.

Nach demselben sollte den Kosaken alle ihre alten Freiheiten und Privilegien zurückgegeben und auf ewig bestätiget werden; 40,000 Kosaken sollten stets dem Reiche zu Diensten stehen, jedoch auch von demselben verpflegt werden, das Haupt der griechischen Kirche des Kosakenlandes (Ukraine) sollte Sitz und Stimme im Senate erhalten; Jesuiten und Juden sollten nicht die Grenzen der Ukraine überschreiten dürfen, und die Starostei Czeryn, durch deren Starosten der Hetmann Chmielnicki einst Schmach erlitten, sollte zur Entschädigung und Genugthuung von nun an bis zu seinem Tode Eigenthum Chmielnicki's sein.

Durch diesem Vertrag hatte der König Johann Kazimierz dem Reiche die so sehr nöthige Ruhe wiedergegeben und dasselbe, wie es schien, von dem ersten großen Schritte zum Untergange zurückgehalten. Doch eine andere, als der König meinte, war die im Schooße der nächsten Zukunft liegende Frucht. Nach den pactis conventis konnte der König keinen giltigen Vertrag schließen; der Adel stand höher als er. Dieser mußte durch den Reichstag erst den Vertrag gutheißen, wenn er giltig sein sollte. Der eigensüchtige Adel aber war mit dem Vertrage des Königs mit den

Kosaken um so weniger zufrieden, je stärker er sich jetzt im Bunde mit den Tataren fühlte. (So waren bereits die herrlichen Nationaltugenden gesunken, so unter den politischen Ränken der edlere Stolz und jene erhabene Sinnesweise der Polen verschwunden, daß er auf Grund eines Bundes mit dem verachtetsten Barbarenvolke sich stolz aufrichten konnte.)

Der Adel schrie, der Vertrag sei des glorreichen Polenreiches unwürdig, und die kosakischen Aufrührer müßten, statt Freiheiten zu erhalten, gänzlich unterjocht werden. Die Bischöfe schrieen, sie würden nimmer dulden, daß ein Metropolitar der griechischen Kirche, ein Ketzer, und zumal ein Ketzer aus dem niedrigen schlechten Kosakenvolk, in ihrer Reihe im Senate sitze. Die Jesuiten spritzten eifrigst das Gift des Unwillens allenthalben umher, und die Juden feuerten mit demüthigsten, kläglichsten Bitten und großen Geldspenden heimlich den Adel gegen den Vertrag an.

Da brach auf's Neue der Krieg los. Das Blatt wendete sich zum Staunen des Adels, und der größte Theil der Tataren trat wieder auf Seite der Kosaken. Da meinte der Adel, es sei doch wohl besser, Zugeständnisse zu machen, und fertigte eine Gesandtschaft

an Chmielnicki ab. Doch dieser war nun zu stolz, erzwungene Gabe sich schenken zu lassen, und mochte sie lieber mit stolzer Stirn nehmen.

Man rüstete sich schnell und gewaltig. Der Adel war voll Energie; denn es galt jetzt, den König zu beschämen. Bald stand ein Heer von 30,000 Mann kampffertig und zog unter der Führung des Großkronfeldherrn Nicolaus Potocki, der kaum erst aus tatarischer Gefangenschaft wiedergekehrt war, nach Podolien dem Feinde entgegen. Doch auch dieses größere Heer erlitt Schaden, und konnte sich endlich nicht aus seinem befestigten Lager wagen.

Nun griff der König, da der Adel ihm einmal alle friedlichen Mittel versagt hatte, mit Macht in das Schwungrad des Krieges. Er ließ, nachdem er sich mit Mühe und List die Bewilligung verschafft, das Aufgebot an den Adel ergehen, und zog darauf mit einem nahe an 100,000 Mann starken Heere auf die Stätte des Kampfes. So war die ganze Macht der Republick etwa 130,000 Krieger. Die Chmielnicki's war um die Hälfte größer und wuchs mehr und mehr. Denn Hunderte von russischen (galizischen, podolischen und wolynischen) Bauern flüchteten aus dem Joche

der gräßlichsten Leibeigenschaft unter Chmielnicki's Fahnen, um Theil zu gewinnen an den Freiheiten der Kosaken. (So thaten die Bauern in Galizien, gezwungen durch die Handlungsweise des Adels, vor zweihundert Jahren ganz dasselbe was sie heute (1846) thun. Nach polnischem Rechte waren sie Verräther des Vaterlandes, denn sie traten auf die Seite des Feindes; nach moralischem Rechte aber waren sie vernünftige Leute. Nach beiden Rechten aber war der Adel ein Verbrecher).

Sobald Chmielnicki erfahren, daß der König mit einem gewaltigen Heere heranziehe, zog er ihm eilends entgegen; doch konnte er die Vereinigung desselben mit dem Krongroßfeldherrn nicht verhindern.

Wie zwei feindliche Elemente, die über das Bestehen oder Untergehen einer Welt entscheiden wollen, standen sich am 28. Juni des Jahres 1651 die beiden ungeheueren Heere bei Beresteczk entgegen. Ein seltenes Ereigniß in der Geschichte der Welt, ein gewöhnliches in der neueren Geschichte Polens!: der König in einem vollkommenen unehrbaren Kriege mit seinen Unterthanen; Landesbrüder in regelrechtem Kriege mit Landesbrüdern, wie zwei fremde Völker; zwei Hälften

eines und desselben Reiches einander gegenüber, wie zwei verschiedene Länder!

Der Angriff geschah. Der Geist des glorreichen Alterthums flog flüchtig noch einmal über den polnischen Adel hin und belebte sein Schwert. Die Tataren traf es zuerst. Flüchtend durchwateten sie die Ströme ihres eigenen Blutes. Doch die Kosaken waren auch Polen, und waren sie auch nicht eben Leute, die mit dem Geiste des glorreichen Alterthums Bekanntschaft hatten, so verstanden sie es doch, altpolnisch das Schwert zu führen. Die Abendsonne des ersten Tages sah sie noch sieghoffend dastehen. Auch der zweite blutige Tag drängte ihre Fahnen nicht nieder. Der dritte aber entschied.

Als Sieger standen der König und seine beiden Feldherrn Potocki und Kalinowski auf der Wahlstatt. 30,000 Todte des Feindes bildeten die Brücke zum gewünschten Ziele dieses Krieges. Der König wollte das flüchtige Heer verfolgen bis in die Ukraine und dort die Unterwerfung der aufrührischen Kosaken ausführen. Allein der Geist des glorreichen Alterthums war flüchtig gewesen wie ein Fremdling, er war wieder hinfort und der Geist der Neuzeit, die widerspenstige

Eigenwilligkeit, die träge Weichlichkeit und leere Prahlsucht, hatten sich wieder auf den Adel niedergelassen. Derselbe erklärte dem Könige, daß er nun zur Genüge seine Heldenschaft bewährt, genug zur Sache gethan habe, und nicht weiter incommodirt sein wolle. Wie auch der König Johann Kazimierz flehete, den Sieg zu benutzen und das für das Reich so hochwichtige Werk zu vollenden; das Heer des Adels löste sich plötzlich auf und zog, seine Heldenthat verkündend, heim.

So gewann der Hetmann Chmielnicki Mittel und Zeit, seine zerstreuten Krieger auf's Neue zu versammeln, und seine Macht so zu befestigen, daß sie der mit der Vollendung des Krieges beauftragte Fürst Jan Radziwill trotz mehren Siegen nicht vernichten konnte.

Doch sah sich der Hetmann bewogen, auf die nicht ganz angenehmen Friedensbedingungen einzugehen, die ihm geboten wurden. Eine neue Idee, zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen, hatte sich in seinem Gehirn gebildet, und zu deren Ausführung brauchte er nicht mehr als ein wenig Zeit und Ruhe. Diese Idee war, sich im äußersten Nothfalle mit seinem Kosaken-

volke von dem polnischen Mutterlande loszusagen und unter moskowitische Herrschaft zu begeben; und die Ausführung derselben bildete eben den ersten großen Schritt zum Untergange des Reiches.

Chmielnicki bereitete sein Unternehmen vor, ohne daß Jemand im Reiche etwas davon gewahrte. Doch ließ er, und zwar mit Absicht, gewahren, daß ihm der geschlossene Friedensvertrag keineswegs Zufriedenheit gegeben habe. In einem offenen Schreiben forderte er seine Kosaken auf, sich wohl auf die nächste Zukunft vorzubereiten, die ihnen nothwendig ihre alten Freiheiten im ganzen Umfange wiederbringen müsse.

Sobald der König Johann Kazimierz von diesem Schreiben Chmielnicki's an seine Kosaken Kunde erhalten, berief er einen Reichstag (26. Juni 1652). Er legte es dar, daß die Kosaken noch keineswegs beruhigt seien, und forderte auf, daß man sie entweder in vollem Maaße befriedige, oder den Krieg gegen sie auf's Neue erhebe und auf das Nachdrücklichste führe.

Freiheiten zu gewähren, so wohlbegründet sie auch waren, war aber jetzt dem freiheitssüchtigen Adel nicht möglich, da er das Schwert nicht gerade im

Genick fühlte. Als er nun aber über die kriegerischen Maßregeln berathete, erhob sich Streit. Die Einen waren für des Königs Forderungen, die Anderen dagegen. Da erhob sich im Verdruß darüber, daß er seinen Willen nicht durchsetzen konnte, plötzlich einer der Landboten, Namens Siczynski, und verließ die Versammlung. Da nun das Grundgesetz (welches zum Beweise der vollkommensten Gewalt des Adels, und zwar jedes einzelnen Edelmanns, vor langer Zeit eingeführt war) bestand, daß der Reichstag in Abwesenheit auch nur eines Einzigen Gliedes keinen Beschluß fassen könne, so mußte sich dieser unverrichteter Sache auflösen.

So gewann Chmielnicki durch die schlechte, gleich wie absichtlich zum Untergang des Reiches geschaffene Verfassung, jetzt Zeit, seine Pläne zur Reife zu bringen. Und als sie bald darauf so weit waren, da zögerte der ehrenwerthe Hetmann noch, sie zu verwirklichen. Er war kein leichtsinniger Verräther seines Vaterlandes, wozu ihn manche Historiker machen wollen. Nur in der äußersten Noth wollte er zum Aeußersten seine Zuflucht nehmen. Noch einmal wollte er den Kampf erheben, noch einmal als Sieger seine gerechten For-

derungen thun, und dann erst, wenn ihm Gewährung nicht würde, sollte der Abfall von Polen statt finden.

Bis zum wichtigsten Puncte gestaltete sich alles nach Chmielnicki's Wunsche. Er erhob den Kampf, er schlug durch seinen Sohn, Namens Zimotheus, das 9000 Mann starke Heer der Polen, welches in die Ukraine eingerückt war (1652); er schlug ein zweites neues Heer und forderte auf's Neue, was er früher gefordert und ihm vom Könige bewilligt worden.

Doch der Adel begriff immer noch nicht, daß die Kosaken nicht mehr Söhne Polens, daß sie nicht mehr durch die Bande der Nationalität an das jammervolle Sklavenland gefesselt seien, daß sie sich in ein besonderes Volk umgestaltet hätten und daher Fähigkeit und Kraft besäßen, sich loszureißen vom Reiche und dasselbe in die größte Gefahr zu bringen. Er (der Adel) mochte keine Freiheiten bewilligen; er forderte sklavische Unterwerfung.

Noch zögerte Chmielnicki mit dem Aeußersten in der Hoffnung, noch größere Siege zu erringen und auf Grund derselben erfolgreicher fordern zu können. Da gelang es dem Könige Johann Kazimierz abermals, die Tataren von den Kosaken abzuziehen und

auf seine Seite zu bringen. Jetzt geschah es (1654): der Hetmann begab sich unter den Schutz des Czaren von Moskau und erklärte, daß er mit seinem Kosakenvolke und Kosakenlande ferner nicht mehr dem polnischen, sondern dem moskowitischen Reiche angehöre. Der Czar stand mit zwei mächtigen Heeren bereit, diese Erklärung zu bekräftigen. Das eine ließ er in Lithauen, das andere in die Ukraine einrücken. Darauf belohnte er den Hetmann Chmielnicki mit der Ukraine, und bestätigte den Kosaken, als ihr Herr, ihre alten, von der polnischen Krone erhaltenen Freiheiten und Rechte.

So war der erste Schritt Polens zu seinem Untergange vollbracht. Der Adel hatte ihn vollbracht, die Jesuiten waren seine Helfer gewesen. Nun hatten die Tataren, diese gefährlichsten Feinde des Reiches, freien Einzug in dasselbe, die Kosaken, welche eine Schutzmauer gegen dieselben gewesen waren, hatten sich in einen zweiten Feind verwandelt, oder waren mindestens keine Schutzmauer mehr.

Doch mit diesem Unglücke hatte sich das gegenwärtige Unheil des Reiches bei weitem nicht erschöpft; ja es vergrößerte sich noch. Wie Sigismund III. und

Wladislaw VII., führte auch Johann Kazimierz Titel und Wappen eines Königs von Schweden. Die friedliebende Christina, Tochter Gustav Adolphs, hatte dies geschehen lassen; aber nicht gleichen Sinnes war Carl Gustav Pfalzgraf am Rhein, ihr Vetter, dem sie 1654 freiwillig die schwedische Krone abtrat. Und für ihn war der König von Polen nicht bloß ein Beeinträchtiger der schwedischen Königswürde, sondern auch ein Nebenbuhler. Denn auf Andringen seiner ehrsüchtigen Gemahlin, einer Prinzessin von Nevers, Namens Ludwiga Maria, Wittwe seines Bruders Wladislaw VII., machte er seine Rechte auf den schwedischen Thron durch diplomatische Demonstrationen geltend.

Carl Gustav von Schweden zögerte nicht, Christinas Verheißung: „Mein Vetter wird dem polnischen Könige mit 30,000 Zeugen beweisen, daß er rechtmäßiger König von Schweden sei," in Erfüllung gehen zu lassen.

Während das eine moskowitische Heer Smolensk eroberte und sich durch einen Sieg über die Polen unter Johann Radziwill in den Besitz von halb Lithauen brachte, und sich das zweite moskowitische

Heer in der Ukraine mit den Kosaken vereinigte, drangen 17,000 Schweden, geführt von Carl Gustav und seinem Feldmarschall, Namens Wittenberg, von Westen her in das Reich erobernd ein (1655).

Polen hatte keine Macht, die Fortschritte dieses Feindes zu hemmen, und die Demoralisation seines Adels begünstigte dieselben. Ein Edelmann, Namens Radziejowski, vormals Unterkanzler der Krone, war fähig, sich durch Vaterlandesverrath an dem Könige Johann Kazimierz dafür zu rächen, daß dieser heimlich seine Gattin als Maitresse gebraucht hatte. Er hatte vom Könige Genugthuung gefordert, statt deren aber Hohn und Strafe empfangen. Jetzt gebrauchte er sein eignes Schicksal dazu, den Adel gegen den König aufzubringen. Es gelang ihm das allenthalben, und zunächst in Kalisch und Posen, mit geringer Mühe. Beide Wojewodschaften traten auf Seite der Schweden. Neue Schaaren aus Schweden und die Werbung des rachsüchtigen Radziejowski verdoppelten sehr bald Carl Gustav's Macht.

Jetzt begriff es Johann Kazimierz, daß er durch sein unzeitiges Buhlen um eine fremde Krone seine polnische in die äußerste Gefahr gebracht habe. Er

bat um Frieden; allein der kriegslustige junge Schwedenkönig verweigerte die Gewährung, und trat den Zug nach Warschau an.

Da flüchtete der polnische König aus seiner Residenz, und das Herz des Reiches fiel nach kurzer Belagerung in die Hände des Feindes.

Kaum hatten die Schweden erfahren, daß sich Johann Kazimierz in Krakau befinde, so traten sie auch ihren Zug dahin an. Da raffte der König von Truppen zusammen, was er nur fassen konnte, und versuchte in seiner Verzweiflung, dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Allein die Hälfte der Truppen verließ ihn und ging zum Schwedenkönig über, der einen guten Sold vorauszahlte, während Johann Kazimierz nicht einmal den seit Jahren rückständigen entrichten konnte.

Das verrätherische Beispiel fand die vielfältigste Nachahmung; die Demoralisation duldete es. Alles warf sich dem Feinde in die Arme, und der König von Polen mußte verlassen aus seinem Reiche flüchten. Nur noch einige edlere Edelleute versuchten den Kampf für des Vaterlandes Heil und Ehre gegen den Vaterlandsfeind. Doch sie wurden geschlagen, und gezwungen, zu flüchten oder die schwedische Herrschaft anzuerkennen.

Nicht tröstlicher als im Königreiche sah es in Lithauen aus. Die Moskowiten hatten die Hälfte desselben in Besitz genommen, und der Rest wurde eine Beute der Schweden, denn der Feldherr des Großfürstenthums, Johann Radziwill, trug kein Bedenken, dem Beispiele der anderen adligen Krieger zu folgen und sich mit den Schweden zu verbünden (1655).

Polen war untergegangen. Das ganze Reich war in fremden Händen. Das ganze Königreich gehörte den Schweden, Lithauen gehörte den Schweden und Moskowiten, und in Rußland (Podolien, Volynien und Galizien) waren die verbündeten Moskowiten und Kosaken Herren. In den preußischen Landen hatte sich der Adel ebenso wie in dem polnischen unter die Herrschaft des schwedischen Königs begeben, und nur die bürgerlichen Leute der Städte hatten ein adliches Herz, und fochten für des Reiches Ehre und Bestehen, indem sie die fremde Herrschaft kriegerisch von sich wiesen.

Zu diesem Zwecke verbündeten sie sich mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (in Deutschland der große Kurfürst genannt), der als Herr des Herzogthums Preußen gezwungen war, sich an diesem polnischen Kriegsgewirr zu betheiligen. Doch bald entzog ihnen der Schwedenkönig ihren mächtigen Bundesgenossen, indem es ihm gelang, ihn durch Versprechung eines bedeutenden Antheils an seinen polnischen Eroberungen zu dem seinigen zu machen. Nun fielen auch die meisten dieser ehrenwerthen Städte in die Gewalt der Schweden.

Untergegangen war jetzt Polen, untergegangen durch seinen Adel und seine schlechte Staatsorganisation. Der Edelmann war größer als der König. So konnte er ungefährdet und furchtlos thun, was er wollte, nach Gutdünken dem Könige treu oder untreu sein, den Feind offen und thätlich als Feind oder Freund erkennen, wie er wollte. Das Jahrhunderte lange ausschließliche Streben für sein eigenes Interesse hatte ihn demoralisirt, daher fehlte ihm jetzt das volle Gefühl für Ehre und Freiheit des Vaterlandes. So vermochte er es, sich in die Arme eines durch große Versprechung lockenden Fremdlings zu werfen

und seinen selbstgewählten eingeborenen König verlassen aus dem Reiche flüchten zu lassen.

Doch auf lange konnte Polen unmöglich durch Krieg untergegangen sein, denn sein Volk war ein kriegerisches, und das Gefühl für Ehre und Vaterland mußte demselben wieder erwachen, weil es ihm angeboren und durch viele Jahrhunderte anerzogen war.

Kurz war der Untergang, rasch die Erhebung; Beide Kinder eines und desselben Jahres (1655). Verzweifelnd über die eigne und des Reiches Schmach und Schande warf sich eine Anzahl von Edelleuten mit ihren bewaffneten Untergebenen in das befestigte Kloster Czenstochowa, und erklärte, nimmer die Herrschaft des Schwedenkönigs anerkennen zu wollen, und sollte es Leib und Leben kosten.

Dieser plötzlich aufblitzende Funke des alten erhabenen Polensinnes sprang mit einem Male in Tausende von Herzen und schlug zur lichten Flamme empor. Da versammelte sich zu Tyszowce am 29. December 1655, in dem Herzen Schmerz und Reue über die Schmach, welcher sie sich hingegeben gehabt, eine Menge adliger Männer. Die größten und ersten darunter

waren der Krongroßfeldherr Stanislaw Potocki, der Unterfeldherr Stanislaw Lanchoronski, der Wojewode von Czernichow, Joseph Tyszkiewicz, der Marschall Andreas Potocki, der Kastellan Stephan Czarnecki und der Großmarschall Georg Lubomirski. Diese Versammelten richteten ein Bündniß auf, in das zu treten sie offen den Adel des ganzen polnischen Reiches einluden. Der Zweck ihres Bundes war, die fremde Herrschaft zu vertreiben, oder doch sich nimmer lebendig derselben zu unterwerfen. Das war die berühmte Conföderation von Tyszowce.

Verlassen, von Schmerz und Jammer gefoltert, weilte der König Johann Kazimierz zu Oppeln, während sich das in seinem Reiche zutrug. Da erschienen vor ihm eines Tages die Häupter jenes patriotischen Bundes. Sie forderten von dem überraschten Könige, der kaum erst im Begriff gewesen, der Krone zu entsagen und sie dem Haupte des siegreichen Schwedenkönigs zu überlassen, daß er sich von ihnen in seine Heimath und auf seinen Thron zurückführen lasse, ihrem Versprechen, ihn bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, vertraue, und so das Seine zur Wiederherstellung der Ehre der Nation beitrage.

Freudig willfahrte der König und zog auf einem weiten Umwege (1656) in den letzten von Feinden noch freien Winkel seiner Staaten, nämlich die Stadt Lemberg, ein. Bald fand er um sich eine ansehnliche Schaar versammelt. Und mit Riesenschnelle wuchs diese. In gleichem Verhältniß verkleinerte sich das Heer des Schwedenkönigs. Das Beispiel erweckte in jedem Herzen die alte Nationaltugend.

Die Hoffnung auf Wiedererhebung des Reiches erhielt zu gleicher Zeit von anderer Seite her die kräftigste Nahrung. Der Czar von Moskau hatte Anfangs mit Freuden gesehen, daß der Schwedenkönig die polnische Macht vernichtete, und erobernd den besten Nutzen daraus gezogen. Jetzt aber war der siegreiche Schwede Herr von Polen, und somit fürchtete der Czar, daß ihn derselbe, wenn er erst wirklich als polnischer König anerkannt worden, ihm seine eroberten Länder, Smolensk, Czernichow, halb Lithauen und die Ukraine, wieder entreißen werde. Darum suchte er den Arm des Eroberers zu lähmen, indem er einen Waffenstillstand mit Polen einging und sogar Hilfe gegen die Schweden zu leisten versprach.

Nicht minder günstig war die Gestaltung der Ver-

hältnisse im Osten. Der Kosakenhetmann Chmielnicki glaubte, in so tiefem Unglücke werde der polnische König und der Adel wohl Neignug gewonnen haben, seine früher vergeblich gethanen Forderungen im ganzen Maße zu erfüllen. In diesem Glauben beschloß er, sich von dem Czaren loszusagen und seinem Vaterlande wieder anzuschließen, oder vorläufig doch wenigstens nicht gegen dasselbe zu kämpfen. Ihm stimmte freilich nicht sein ganzes Kosakenvolk hinsichtlich des Rückanschlusses an Polen sogleich bei, doch ließ sich von der nächsten Zukunft das Wünschenswerthe erwarten, sofern der Adel die alte, ihm im tiefsten Unglücke erwachte Nationaltugend, und in ihr den Sinn für Gerechtigkeit, für die Zeit des Glückes sich bewahrte. Das aber eben war die Frage. Doch genug; jetzt gestaltete sich Alles, als ob das polnische Reich aus seiner Asche herrlicher als je erstehen sollte. Die Moskowiten hatten das Schwert niedergelegt, die Kosaken hatten dasselbe gethan und waren entschlossen, sich ihrem Vaterlande wieder anzuschließen, und — das Größte! — der alte Nationalsinn war erwacht.

Sobald der König von Schweden Kunde erhalten, daß Johann Kazimierz in das Reich zurückgekehrt sei,

verließ er Preußen, wo er soeben die ehemalige Residenz des Kreuzritterordens, Marienburg, eingenommen hatte, und suchte die Unterwerfung des Königreichs thätig zu betreiben. Noch war er so stark, und Johann Kazimierz so schwach, daß das bestehende Verhältniß beider Könige sich nicht wesentlich verändern konnte. Zwei Mal stellten sich die beiden feindlichen Heere gegenüber, das erste Mal bei Golembie, das zweite Mal bei Sandomierz (1656); doch auf beiden Wahlstätten stand zu Ende des Kampfes der Schwedenkönig lorbeerbekränzt.

Allein, wie gern auch der Krieger sich an den Liebling des Glückes fesselt, und wie mächtige Bindemittel diese glänzenden Siege auch für die Polen unter Karl Gustavs Fahnen sein mußten, so verließen sie ihn doch mehr und mehr. Die wiedererwachten Nationaltugenden übten ihre alle Rücksichten überwältigende Macht. Zu Tausenden entwichen die Polen aus des Siegers Reihen, und sehr bald sah dieser Nichts mehr um sich als die kleine Schaar von 7000 Schweden, dagegen vor sich den König Johann Kazimierz mit einem Heere von 60,000 Mann.

Da zog Karl Gustav schnellstens nach Preußen.

Doch auch auf diesem, einer Flucht beinahe zu vergleichenden Zuge bereicherte er seine Lorbeerkrone mehre Male. In Preußen schloß er ein Bündniß mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg als dem Herrn des Herzogthums Preußen, und zog mit ihm vor Warschau, welches während seiner Abwesenheit Johann Kazimierz wieder eingenommen hatte.

Eine große Schlacht entwickelte sich im Angesicht der polnischen Königsstadt, bei Praga (Mitte Juli 1656). Das polnische Heer war an 40,000 Mann stark, das schwedisch-brandenburgische zählte kaum die Hälfte. Wäre die Zahl entscheidend, so hätten die Polen sich ein Sieges- und dem Reiche ein Erstehungsfest gestiftet. Allein das Vertrauen in ihre Kraft war ihnen gänzlich verloren gewesen, und hatte in der kurzen Zeit nicht in solchem Umfange wiederkehren können, als nöthig war. Der König sammt der Königin trat an ihre Spitze; doch Beide besaßen um so weniger Zaubergewalt über das Heer, als dasselbe sie erst selbst aus der tiefsten Unmacht und Niedrigkeit emporgehoben hatte.

Die Schlacht begann. Der große Kurfürst führte seine brandenburgischen und preußischen Völker, der Schwedenkönig seine schwedischen. Nicht ein Tag

konnte entscheiden; drei gehörten dazu. Am 18. Juli Abends war das verhängnißvolle Werk vollendet. Der Schwede und Brandenburger standen als Sieger da. Drei Viertheile Polens waren wieder in Karl Gustavs Gewalt. Johann Kazimierz flüchtete nach Lublin, seine Gattin in das befestigte Kloster Czenstochowa.

Alle Parteien des blutigen Schauspiels, und selbst, trotz ihrem großen Siege, die Schweden erkannten an dem wiedererwachten Nationalgefühl der Polen nur zu gut, daß das Schicksal Polens sich glücklich wenden werde.

Von außen wurde diese glückliche Wendung zuerst durch den Czaren von Moskau begünstigt. Gelangte der Schwedenkönig zur Herrschaft in Polen, so hatte der Czar an ihm einen viel gefährlicheren Feind, als an Johann Kazimierz, dem niemals die Macht von zwei Reichen zu Gebote stehen konnte. Das erwog der kluge Moskowit, und stellte nicht nur sogleich alle Kriegsoperationen ein, sondern schloß sogar ein Freundschaftsbündniß mit der Republick, dem gemäß er gegen den Feind derselben Hilfe leisten wollte. Zum Beweis der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung ließ

er sogleich ein Belagerungsheer vor die schwedische Stadt Riga rücken.

Schon nach der Schlacht bei Praga, die trotz dem glänzenden Siege von dem Könige von Schweden nicht zu wesentlichen Vortheilen benutzt werden konnte, hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der Treue gegen seinen Bundesgenossen geschwankt. Das Verhalten der geschlagenen Polen ließ ihn den nahen Untergang des schwedischen Glückssternes ahnen. Die Sinnesänderung des Czaren von Moskau verwandelte seine Ahnung in Ueberzeugung. Und da er der Republik mit seiner Gewalt nicht wenig imponirt hatte, so meinte er, aus ihrer Dankbarkeit als Freund den Nutzen ziehen zu können, den er als Feind mit den Waffen zu erringen nicht mehr hoffen konnte.

Er befehligte daher seine Truppen nach Preußen zurück, und beobachtete freiwillig eine Art von Neutralität, welche die Republik nicht außer Sorge setzte, zugleich aber zu Dank verpflichtete, und daher die beste Aufforderung zu einem Vertrage war. Nur ein solcher konnte der Speculation des Kurfürsten ohne Gefahr und Opfer die gewünschte Frucht gewähren,

und bald genug lag diese in den Händen des klugen Fürsten.

Die Schweden, verlassen von ihren Bundesgenossen, und vor sich einen zweiten gewaltigen Feind sehend, verloren zwar um so weniger den Muth, je öftere Siege sie über einzelne Massen der wiederversammelten Polen davontrugen. Demungeachtet veranlaßten sie, die Gefährlichkeit ihrer Lage erkennend, in's Geheim Frankreich, den Frieden zu vermitteln.

Nur zu gern war Frankreich bereit, da es sich der Hoffnung hingab, durch den Einfluß der polnischen Königin, Namens Ludwika Maria, nach dem Tode Johann Kazimierz seinen Prinzen von Condé auf Polens Throne zu sehen. Der König war für den Frieden, und noch mehr die Königin. Das polnische Volk aber fühlte sich einer siegesvollen Periode nahe und wollte sich würdig und stolz von seinen vielen Demüthigungen emporrichten. Es erklärte sich für die Fortsetzung des Krieges, sofern Schweden nicht entschlossen wäre, sich durch Herausgabe aller seiner Eroberungen vor ihm zu beugen; und ihm stimmte Oestreich bei, auf dessen Throne seit dem 2. April des Jahres 1656 der junge Kaiser Leopold saß. Er

glaubte dem ketzerischen Schweden das entgelten zu müssen, was es seinen Staaten im dreißigjährigen Kriege angethan hatte, und da ihm dies als römischem Kaiser durch die Bedingungen des westphälischen Friedens verwehrt wurde, so glaubte er es als König von Ungarn thun zu dürfen.

Aber während er noch mit der Republik unterhandelte, hatten die Schweden sich schon einen mächtigen Bundesgenossen an dem Fürsten von Siebenbürgen, Namens Ragoczy, erworben, indem sie ihm das Versprechen gegeben, ihn unter gewisser Bedingung auf den polnischen Thron zu erheben. Mit dem Sinne eines leichtfertigen Jünglings sah der siebenbürgische Fürst das Machwerk seiner phantastischen Hoffnung für Wirklichkeit an, trat von seiner calvinischen zur katholischen Religion über, und zog, den Polen gute Tage und eine große Zukunft verheißend, an der Spitze von 60,000 Mann über die Karpathen herüber.

Die Polen aber waren nicht niedrig genug, diesen gleichsam aus der Luft gefallenen neuen König als ihren Herrn anerkennen zu mögen, und die Macht der schwedischen Besatzung gehörte dazu, demselben den

Einzug in die alte Königsstadt Krakau möglich zu machen (30 Mai 1657).

Mit diesem 60,000 Mann starken Bundesgenossen glaubte der König von Schweden die alte Kriegsfortuna wieder an seine Seite zu bringen. Allein das Unglück hat tausend Arme, und hat es sich einmal in den Nacken eines Menschen gesetzt, so streckt es zehn derselben aus, wenn das Glück ihn nur mit einem Finger zu berühren versucht.

Kaum hatte der Krieg gegen die Polen, welche überall mit Verachtung, Hohn und dem Schwerte den Schaaren des extemporirten Königs Ragoczy entgegen traten, auf's Neue begonnen, als fern im Rücken die Dänen erobernd in das schwedische Gebiet (Pommern) einfielen. Zu gleicher Zeit erschien ein Heer von 15,000 Oestreichern vor Krakau.

Nicht dieses schläfrige östreichische Heer, welches, um sich desto länger mit den Früchten des fremden Landes sättigen zu können, bald vorgab, nicht gegen die Schweden und nur gegen Ragoczy agiren, bald nach Umständen wieder behauptete, keinen Schritt ohne ausdrücklichen Befehl aus Wien thun zu dürfen; dieses hungrige und ruhelustige östreichische Heer,

welches ein fast eben so großes Heer von Weibern und Kindern mit sich führte, war es nicht, welches die Schweden zum Abzuge nöthigte, sondern die Dänen waren es.

Der größte Theil der schwedischen Truppen mußte sich aus Polen, namentlich dem südlichen Theile desselben, zurückziehen und nach Pommern begeben. Der Rest, welcher verblieb, fand aber, überall durch die polnischen Kriegermassen beeinträchtigt, keine Gelegenheit, sich mit dem siebenbürgischen Heere zu vereinigen. So stand dieses den Polen allein gegenüber, und erlitt, obschon es eine Menge Städte besetzt hielt, um so größere Verluste, je weniger militairische Ordnung in ihm herrschte. Denn es bestand aus zusammengerafftem Volke, das von einer anderen Kriegführungsweise als der der Tataren und Mongolen nichts wußte, aber auch in dieser nicht einmal geübt war.

Verschiedne Kräfte setzten sich zugleich gegen den verlaßnen Ragoczy in Bewegung. Georg Lubomirski fiel mit einem Haufen von Polen in Siebenbürgen ein, und der polnische Gesandte in Konstantinopel brachte es dahin, daß der Sultan seinen Vasallen befehligte, sich Augenblicks aus Polen zurückzuziehen.

So kam es, daß sich Ragoczy schon im Juli wieder in seinem Fürstenthume befand und sein polnisches Königthum zu Ende war.

Solcherweise hatten die Schweden ihren neuen Bundesgenossen verloren. Der neue Feind war ihnen aber geblieben. Zwar befand sich ein Theil ihrer Truppen noch in Großpolen, dem königlichen Preußen und Lithauen, und noch immer waren die ansehnlichsten Städte Kleinpolens in ihren Händen; dennoch stand das völlige Ende ihrer Herrschaft in gewissester Aussicht.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg glaubte schon den günstigsten Augenblick verloren zu haben. Demungeachtet machte er noch den Versuch, seiner Speculation die gewünschte Frucht abzugewinnen. Er gab sich den Schein, als ob er einem neuen Bunde mit Schweden nicht abgeneigt sei. Zu sehr hatte die Republick die Schwere dieser Bundesgenossenschaft empfunden, als daß sie dieselbe nicht auch unter den gegenwärtigen glücklicheren Umständen hätte fürchten sollen, und so kam es am 10. September 1657 zu dem Vergleiche von Wehlau. Der Kurfürst versprach die Waffen nicht wieder gegen Polen zu richten, vielmehr ihm gegen seinen schwedischen Feind eine gewisse

Hilfe zu leisten, verlangte von Polen dagegen, daß es das Herzogthum Preußen aus aller Lehnsverbindlichkeit losgeben und es als ein souveraines Reich anerkenne; und Polen willfahrete.

So legte der große Kurfürst von Brandenburg den Grund zu dem selbstständigen späteren Königreich Preußen.

Der König von Schweden hatte wegen des Kriegs mit Dänemark bereits vor längerer Zeit Polen verlassen müssen. Der kleine Rest seines Heeres, den er zurückgelassen, war nicht zureichend, das eroberte weite Gebiet, welches noch immer in seinen Händen war, zu behaupten. Er zog denselben daher in das königliche Preußen zurück.

Die Republick hätte es jetzt vermocht, sich des Feindes auf's Schnellste zu entledigen. Allein sie zersplitterte ihre Kraft und verwendete sie zum Theil auf falschen Orten. Eine ansehnliche Heeresmasse ließ sie unter dem Befehle des berühmten Stephan Czarnecki den Dänen zu Hilfe eilen, und wie Großes sie damit auch in Holstein gegen die Schweden ausführte, so hatte dies doch keinen wesentlichen Einfluß auf ihre eigene Lage. Die Armee, welche sie nach

Preußen gehen ließ, enthielt nur 15,000 Mann, und war desto weniger zureichend, je mehr die verbündeten Oestreicher alle Schritte hemmten. Zwar gelang es, Thorn und einige andere wichtige Orte zu gewinnen, doch behielten die Schweden Preußen, diesen Stützpunct ihrer früheren großen Unternehmungen, und wie wichtig ihnen dieser war, bewiesen sie dadurch, daß sie sich, trotz dem heftigen Kriege mit Dänemark, in demselben nach aller Möglichkeit verstärkten. Und trotz jenem heftigen Kriege schien sich der Glücksstern des schwedischen Königs in Polen wieder erheben zu wollen.

Nach moskowitischer Politik war der Czar so lange ein Freund und Bundesgenosse der Republik geblieben, als ihm ein Gewinn in Aussicht stand. Sein Wort hielt er so wenig für das Maaß seiner Pflicht als irgend einer seiner Vorfahren. Zu dem Freundschaftsbunde mit Polen hatten ihn die Hoffnung, zum Nachfolger des Königs von Polen erwählt zu werden, und die Furcht vor zu großer Macht Schwedens bewogen. Jetzt aber sah er Schwedens Macht gebrochen, und sich in jener Hoffnung getäuscht, denn der Reichstag weigerte sich nicht allein, die Bestimmung eines

Thronfolgers bei Lebzeiten des Königs zu gestatten, sondern sprach es auch ziemlich klar aus, daß er es niemals zugeben werde, daß ein Czar von Moskau den Thron besteige. Weise war dieser Grundsatz: denn daß der unumschränkte Beherrscher eines mächtigen Sklavenstaates nicht zum Segen einer freien Republik auf deren Throne sitzen könne, war nnr zu natürlich; aber unklug war es, diesen weisen Grundsatz laut auszusprechen.

Kaum war die Stimme des Reichstags zu dem Ohr des Czaren Alexej Michailowicz gedrungen, so verwandelte sich dieser aus dem jungen Freunde Polens in den alten Feind desselben. Seine Schaaren, welche in Kurland und Liefland für Polen gegen die Schweden kämpften, wendeten sich plötzlich gegen die Ersten und trugen zum Troste des Königs von Schweden einen bedeutenden Sieg über den lithauischen Unterfeldherrn Gosiewski, welcher vorwitzig den Befehlen des Oberfeldherrn den Respect versagte, davon. Dieser Sieg öffnete den Moskowiten das ganze Großfürstenthum; und sie benutzten ihn. Sie überzogen Lithauen bis zu den Grenzen des Königreichs. Die Städte Grodno und Brzesc-litewski machten sie zu

den Stützpuncten ihrer ferneren feindlichen Unternehmungen.

Die Kosaken, welche so oft Polen aus der Noth gerettet, dann ihm aber, gezwungen von der Freiheitseifersucht des Adels, den ersten Anstoß zum Untergange gegeben hatten, retteten es noch ein Mal aus der Noth. Der Hetmann Pogdan Chmielnicki war gestorben (15. August 1657). Sein Sohn Georg war zu jung für den Hetmannsstab, und so kam derselbe in die Hände Johannes Wychowski's, der unter der Bedingung, daß diejenigen alten Freiheiten seinem Volke bewilligt würden, welche es unter Chmielnicki vergebens gefordert hatte, entschlossen war, sich dem unglücklichen Mutterlande wieder hinzugeben. Mit Freuden nahm die Republik Polen den Antrag Wychowski's auf. Die Erfüllung aller Forderungen wurde zugesagt, reiche Geschenke wurden ausgespendet, und eine Menge von Kosaken in den Adelstand erhoben, welches Letzte bei einem Volke, das an völlige Ständelosigkeit, völlige Gleichheit gewöhnt war, freilich keinen nachhaltenden Nutzen stiften konnte. Genug, die Kosaken verbanden sich wieder mit Polen (16 September 1658).

Fast könnte es scheinen, daß der Schritt, welchen Polen durch den Abfall der Kosaken seinem Untergange entgegen gethan, durch das gegenwärtige glückliche Ereigniß rückgängig geworden sei. Allein dies war nicht der Fall. Ein Schritt in's Unheil wird niemals rückgängig. Jener Abfall hatte die Kosaken nicht nur das, was sie in ihrer Abgeschlossenheit, ihrer Selbstständigkeit wagen durften, kennen, sondern auch die Nationalität und Treue verachten gelehrt, und diese Lehre war nicht geeignet, den ersten Anstoß Polens zum Untergang aufzuheben, wohl aber geeignet, jenem ersten einen zweiten nachfolgen zu lassen.

Doch diente das Unternehmen der Kosaken dazu, die Republik aus der augenblicklichen Noth zu retten. Der Czar von Moskau konnte es natürlich nicht dulden mögen, daß sich die Kosaken seinem Scepter entzogen. Er sendete schleunigst eine Armee in die Ukraine ab, und schwächte dadurch seine Kraft in Lithauen so, daß ihm alle Früchte seines frühern Siegs verloren gingen. Was ihm dort aber verloren ging, gewann er keineswegs in der Ukraine, vielmehr mußte sein Heer dieselbe flüchtig verlassen, als sich die Kosaken mit Polen in Verbindung gesetzt hatten.

Unterdessen hatte sich der Krieg Schwedens mit Dänemark so gestaltet, daß der König Karl Gustav den Entschluß fassen durfte, das moskowitische Unternehmen zu benutzen und auf's Neue seine Kräfte gegen Polen zu richten. Doch der Tod hinderte die Ausführung seines Entschlusses (23. Februar 1660), und schuf den Polen wenigstens auf dieser Seite Frieden.

In dem Kloster Oliva, unfern Danzig, ward derselbe am 3. Mai 1660 abgeschlossen. Nach den Bedingungen desselben wurde Schweden in dem Besitze der Insel Oesel, Esthlands und Lieflands mit Ausnahme eines kleinen Theils des Letzten bestätigt, und Polen erhielt dagegen Kurland und Alles zurück, was von Preußen und Lithauen noch in den Händen der Schweden war.

Jetzt wendete die Republik alle ihre Kräfte gegen die Moskowiten, welche ihre zersprengten Heere vereinigt und verstärkt hatten, und wieder gegen sie im Anzuge waren. Bei Lachowice kam es am 27. Juni 1660 zu einer großen Schlacht, welche von den Moskowiten zwar mit der stolzen Verheißung, Krakau demnächst mit Sturm zu erobern, eröffnet, aber mit blutenden Rücken beschlossen wurde. Stephan Czarnecki,

der nach dem Tode des Königs von Schweden aus dem schwedisch-dänischen Kriege heimgekehrt war, war der Held, der Polens Stirn vor Lachowice wieder mit einem wirklich blühenden Lorbeerzweige schmückte, und an die längst vergangnen, in der tiefen Entsittlichung beinahe schon vergessenen Heldentage des Volks erinnerte.

Jetzt erst erkannten die Moskowiten es, daß das polnische Schwert tief eindringe und furchtbar sei, wenn es von dem rechten Manne gelenkt werde und mit dem uralten wohlbekannten Feinde allein kämpfe. Der Czar, als er Kunde von der großen Niederlage seines Heers erhalten, war in Zweifel, was er zu thun habe, und schon bereit, den Frieden zu erneuern. Aber der moskowitische Fürst Trubetzkoi machte ihn durch die Erinnerung an die Wirksamkeit der alten Kriegspolitik seines Thrones bald anderen Sinnes. Agenten wurden in die Ukraine ausgesendet, und deren Wirksamkeit konnte bei einem Volke, welches die Treue bereits verachten gelernt hatte, nicht erfolglos sein. Die Hälfte der Kosaken erklärte sich auf's Neue gegen die Verbindung mit dem Stammlande Polen, versagte dem Wychowski den Gehorsam, und erhob den

jungen Georg Chmielnicki, den Günstling des Czaren, zu ihrem Hetmann.

Kaum hatte Moskau so die polnische Macht in der Ukraine gespalten, als es ein mächtiges Heer, in der Hoffnung, daß die Hälfte der Kosaken sich demselben sogleich anschließen werde, in dieselbe einrücken ließ. In diesem Puncte hatte es sich nicht getäuscht, denn wirklich vereinigten sich Tausende von Kosaken unter Georg Chmielnicki's Führung mit dem Heere; aber dies verhinderte nicht die gewaltigste Täuschung in einem anderen, dem Hauptpuncte. In den Polen war durch jenen großen Sieg der alte Heldenmuth wieder erwacht, und die treu gebliebenen Kosakenstämme leisteten die kräftigste Hilfe. So kam es, daß die Moskowiten eine zweite ungeheuere Niederlage erlitten (17. September) und, von allen Seiten umringt, der völligen Vernichtung dargeboten, die demüthigendste Capitulation eingehen mußten.

Jene auf's Neue abgefallenen Kosakenvölker mußten sich wiederum Polen anschließen, und der junge Chmielnicki seinen Bund mit Moskau aufgeben.

So war Polen wieder im Besitze Lithauens und der Ukraine. Sein Gebiet hatte die frühere Größe

wiedererlangt, und, was fast mehr war als diese, den Frieden, der dem verwüsteten, allenthalben mit Schutt und Asche bedeckten, gänzlich verarmten Reiche so sehr nöthig war.

Allein der segnende Friede weilte nicht so lange auf dem unglücklichen Lande, daß es sich auch nur ein wenig hätte aus seinem Elend wiedererheben können. Die schlimme Staatsorganisation war ein Fluch, der seit Jahrhunderten immer seine Orkane losbrechen ließ, sobald der Sturm von Außen aufgehört hatte. Und wie seit Jahrhunderten immer, geschah es auch jetzt. Die Schweden hatten die Waffen niedergelegt, den Moskowiten waren sie aus der Hand geschlagen, jetzt war die Zeit, wo der Bürgerkrieg auf die wüste, jammervolle Bühne treten mußte.

Längst hatte die Königin Ludowika Maria den Wunsch genährt, nach ihres Gatten Tode den französischen Prinzen Heinrich Julius von Condé, den Verlobten Ihrer Nichte Anna Henriette, auf den polnischen Thron steigen zu sehen. Schon früher hatte sie, was in ihren Herzen lag, offen ausgesprochen und dadurch den Adel in Harnisch gebracht; jetzt, wo sie meinte, daß es die höchste Zeitsei, sich der Erfül-

lung ihres Wunsches zu versichern, that sie nicht bloß dies, sondern trieb auch Intriguen, um eine Partei des Reichstags in ihren Plan zu ziehen. Der König war ihr erster Verbündeter, doch folgte er nicht dem Drange der Eigensucht, wie sie, sondern der Ueberzeugung, für das Reich durch die Bestimmung des Thronfolgers heilsam zu wirken. Das offenbarte sich in der Rede, welche er vor dem versammelten Reichstage hielt, und in welcher er sich als ein bewunderungswürdiger Prophet bewies. Ein Theil dieser Rede lautete:

„Sonst war selbst beim Aussterben einer Königsfamilie das Vaterland nicht in Gefahr. Die Sitte unserer Vorfahren war einfach, ihre Gemüther waren einhellig. Gegenseitiges Mißtrauen beherrscht jetzt die Stände und bringt die gefährlichste Verwirrung im Ganzen hervor. Ehedem kümmerte sich kein auswärtiger Staat um die innere Verfassung des unsrigen; jetzt aber beobachten die Nachbarn mit forschendem Auge unsre Schwächen und Kräfte, und namentlich unsre Schwächen sind ihnen nicht gleichgiltig. Ich wünsche herzlich, daß meine Ahnungen mich täuschen, doch ich befürchte, daß unser Vaterland eine Beute

der mächtigen Nachbarn werden wird, wenn nicht durch die Wahl eines Thronfolgers beim Leben des regierenden Königs die Gefahren entfernt werden, denen das Reich durch seine Intriguen ausgesetzt wird. Den Moskowiten liegt Lithauen, ja die ganze Fläche bis an die Weichsel, zur Hand, der Brandenburger wird sein Augenwerk auf Großpolen richten, und Oestreich kann, wie edel auch seine Absichten wären, nicht zurückbleiben, wenn jene beiden mächtigen Nachbarn zugreifen."

Vergebens sprach der König. Der Adel mochte die Triftigkeit der königlichen Befürchtungen nicht anerkennen. Das egoistische Mißtrauen, welches seit einigen Jahrhunderten schon einen Hauptheil seines Charakters ausmachte, beherrschte ihn, und ließ ihn in des Königs Wünschen nichts Anderes als einen Anschlag auf seine Freiheiten und Rechte erblicken. Das Recht der freien Wahl, meinte er, beabsichtige der König zu vernichten.

Der Reichstag spaltete sich in viele Parteien, von denen eigentlich keine den Absichten des Königs ganz geneigt war. Und wie wohl dieser Umstand geeignet war, die Einmüthigkeit der Versammlung herzustellen, so that er es doch nicht. Eine Partei suchte

die andere zu bekämpfen, und jede wählte dazu die gefährlichsten Mittel. Die Lithauer wurden angeregt, Abhilfe verschiedner Beschwerden, die Armee, ihren rückständigen Sold zu fordern, der sich auf vier Millionen Thaler, eine Summe die sich in dem gänzlich verarmten Reiche unmöglich herbeischaffen ließ, belief.

Die Moskowiten glaubten die Uneinigkeit der mächtigsten Glieder des Reichs, des Hofs, Adels und der Armee, mit Erfolg benutzen zu dürfen, und drangen mit einem Heere auf's Neue in Lithauen ein. Der König dankte Gott für dieses neue Unheil, das er von Außen über das Reich schickte, denn es war für ihn ein Mittel, sich aus der heillosen Fluth stürmisch andringender Forderungen zu retten. Er ging schnell zur Armee ab, um sie gegen die Moskowiten zu führen; aber nur der kleinste Theil derselben folgte ihm, der größere warf sich auf die Krongüter, um sie nicht eher zu verlassen, als bis ihm der rückständige Sold ausgezahlt sei.

Demungeachtet ging der König nach Lithauen, zog die dortigen Truppen an sich, schlug die Moskowiten glänzend bei Glembokie und warf sie über die Grenze zurück. Aus Furcht vor dem Unfrieden

im Innern des Reichs beim Frieden von Außen, suchte er den Krieg zu verlängern, zumal derselbe so glücklich begonnen hatte. Er wollte in das moskowitische Reich eindringen; doch angereizt, weigerten sich plötzlich die lithauischen Schaaren ihm zu folgen, bevor ihre gerechten Forderungen befriedigt seien. Das lithauische und polnische Heer schlossen in ihren aufrührischen Bestreben einen Bund, und verlassen stand der König an den Marken seines Reichs dem gefährlichsten Feinde desselben gegenüber, ein ohnmächtiger Sieger. Das war eine der Früchte der heillosen Organisation der polnischen Staatsgesellschaft.

Die Moskowiten bejauchzten die polnischen Verhältnisse und rückten trotz den erlittenen Niederlagen voll der besten Hoffnung zu gleicher Zeit abermals in Lithauen und der Ukraine ein.

Der König sah keine andre Rettung als durch das Schwert, das Heer aber wollte es nicht eher ziehen, als bis es seinen Sold empfangen. So war der König gezwungen, Münzen von falschem Werthe prägen zu lassen und dem Adel eine neue Waffe gegen sich in die Hände zu geben.

Endlich fand sich das Heer aufgelegt, dem Könige

in die Ukraine zu folgen. Mehre siegreiche Schlachten zwangen die Moskowiten, um einen Waffenstillstand zu bitten, der um so lieber bewilligt wurde, als der Winter das Heer nöthigte, die Standquartiere zu beziehen. Während dieses Waffenstillstands bedienten sich die Moskowiten abermals ihrer alten Politik, und als der Krieg im Frühjahre 1664 auf's Neue beginnen sollte, brachen Uneinigkeiten unter den Kosaken aus, welche die moskowitische Macht eben so sehr vergrößerten, als sie die polnische verringerten.

Und trotz diesem unglücklichen Ereignisse hätte der Krieg zu einem glücklichen und schnellen Ende gebracht werden können, wäre nicht ein Krieg im Innern des Reichs ausgebrochen.

Die Königin haßte den Großkronmarschall, Fürst Lubomirski, weil er der thätigste Gegner ihres Strebens, den Prinzen von Condé zum Thronfolger zu erwählen, gewesen war. Die königliche Partei hielt ihn aus demselben Grunde für den Urheber der früheren Widersetzlichkeit des Heeres, und diese Widersetzlichkeit hielt sie für die Ursache der mißlichen Gestaltung der Dinge in der Ukraine. Sie klagte den Fürsten Lubomirski

an, und brachte es so weit, daß er zu Verlust seiner Güter und des Lebens verurtheilt wurde.

Der tief verletzte Fürst flüchtete über die Grenzen seines Vaterlandes, und kehrte mit einer Heeresmacht zurück, um sich selbst die Gerechtigkeit zu verschaffen, die ihm verweigert wurde. Zwei Mal mußte der König gegen ihn ausziehen, und beide Male mußte er sich vor dem Fürsten beugen, das erste Mal verlassen von seinen Truppen, das zweite Mal besiegt.

Bei solchen Ereignissen im Innern des Reichs mußte natürlich die Verwirrung in der Ukraine immer größer und für Polen heilloser werden. Plötzlich lößte sie sich, aber zu Polens Unglück: aus Furcht vor der moskowitischen Tyrannei und aus Widerwillen vor der unheilvollen polnischen Staatswirthschaft schlossen sich die Kosaken der Türkei an, und gaben dadurch der unglücklichen Republik den zweiten großen Stoß zum Untergange.

Jetzt drohete ein Türkenkrieg über das Reich hereinzubrechen, und diesen zu beschwören, mußte sich Polen bequemen, einen Freundsschaftsbund mit seinem alten Feinde, dem Czaren von Moskau, zu schließen (1667), und diesen Bunde Landestheile zu opfern,

um deren Erhaltung es in früherer Zeit hundert blutige Kriege geführt und Siege errungen hatte. Die Moskowiten erhielten Smolensk, Czernichow und einen großen Theil Rußlands, auf Grund des Besitzes dessen sie sich in der Folge Russen nannten. So hatte Polen jetzt durch seine Schuld das Doppelte von dem verloren, was es vor wenigen Jahren durch glücklichen Zufall wiedergenommen hatte.

Der König, müde, seine Kräfte an ein Volk zu verschwenden, das ihm mit Undank lohnte und in Dünkelhaftigkeit und Eigensucht den Untergang des Reiches nicht sehen mochte, der so klar und nahe vor Augen stand, legte die Krone nieder (16. September 1668) und ging nach Frankreich, wo er am 16. December 1672 starb.

Hier endet die vierte Periode der Geschichte des polnischen Volks. Ein Bild des Elends, der jämmerlichsten Zerrüttung ist das Land an ihrem Schlusse.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.